

Kurt Mahr

DAS PARACHRON-ATTENTAT

Deutsche Erstveröffentlichung

Printed in Germany
November 1974

PROLOG

Jaim Secquin starrte reglos auf die weiße Wand unmittelbar vor seinem Gesicht. In wenigen Augenblicken würde es soweit sein.

Er hatte gelernt, sich zu beherrschen. Das Anstarren der Wand war eine der Methoden, mit denen er verhinderte, daß die Erregung seiner Herr wurde und ihn womöglich im entscheidenden Augenblick dazu veranlaßte, einen Fehler zu machen. Es war wichtig, sich beherrschen zu können, denn ein Fehler bedeutete den Tod. Der Gegner war unerbittlich; er war zudem intelligent, reaktionsschnell und tatkräftig. Er wußte von den Intrigen, die gegen ihn gesponnen wurden; wenn er auch, so hoffte Jaim Secquin, keine Ahnung von diesem einen Anschlag hatte, durch den die Intrigen beendet werden würden -im Sinne des Intriganten, durch die Ausschaltung des Gegners.

Ein wichtiger Mann, dieser Gegner. Solarmarschall. Verantwortlich für die Ausbildung sämtlicher Offiziere der Solaren Flotte. Julien Tifflor, ein Mann der alten Garde, der höchst eigenhändig die Solare Flotte zum wirksamsten Verteidigungsinstrument gemacht hatte, das in der Geschichte der zivilisierten Galaxis jemals vorgekommen war. Solarmarschall Tifflor, dessen Widerstand die Welt verdankte, daß das Seymar-Luchow-Gesetzvorden Türen der Offiziersschulen halmachte.

Das Seymar-Luchow-Gesetz, vor etwa vier Monaten von der Legislative verabschiedet, sah vor, daß in der Beamtenhierarchie des Solaren Imperiums den untersten Rängen ein weitgespanntes Recht der Mitbestimmung in Fragen der Stellenbesetzung, der Weiterbildung und der Honorierung der Beamten zufiel. Da nach imperialem Recht auch die Berufsoffiziere der Solaren Flotte im Beamtenrang standen, war als selbstverständlich ange-

nommen worden, daß die Seymar-Luchow-Akte auch auf die Flotte Anwendung finden würde. Dieser anfangs so unbezweifelten Selbstverständlichkeit hatte jedoch Solarmarschall Tifflor kurzerhand ein Bein gestellt. Zwar seien die Offiziere Beamte, erklärte er, jedoch seien sie Beamte zur besonderen Verwendung, nämlich zur Verteidigung des Solaren Imperiums und des Friedens in der Milchstraße. Die Aufgabe des Prinzips von Befehl und Gehorsam zugunsten eines Mitspracherechts aller müsse naturgemäß zur Schwächung der Flotte und damit zur Gefährdung des Friedens führen. Er hatte keine Mühe gescheut, für diese seine Hypothese Beweismaterial aus der Geschichte der Menschheit und anderer Sternen -völker zu sammeln, und es sah so aus, als würde er bei der morgen stattfindenden Debatte des Gesamtparlaments keine Mühe haben, die Mehrzahl der Völkerrats- und Senatsmitglieder zu seiner Überzeugung zu bekehren.

Morgen. Das war der 3. Juni 3457.

Diesen Tag würde Julian Tifflor nicht mehr erleben. Wenigstens nicht auf dieser Welt.

Der Vorstoß der beiden Administratoren Seymar und Luchow wäre, wenn Tifflor morgen die Debatte gewann, zu einem Fehlschlag geworden. Denn es war den beiden, als sie den Gesetzesvorschlag einbrachten, um die Flotte gegangen - nicht um den Beamtenstand in seiner Gesamtheit. Die Gründe lagen auf der Hand. Seymar und Luchow waren die Administratoren zweier reicher Welten, Itugalla und Lengkur, die mit dem Solaren Imperium durch langfristige Verträge verbunden waren und sich als Gegenleistung für die Gewährung gewisser Vorteile dazu

verpflichtet hatten, bis zum Jahre 3700 auf alle Selbständigkeitbestrebungen zu verzichten. Itugalla und Lengkur waren Nachbarwelten, kaum dreißig Lichtjahre voneinander entfernt. Es galt in Regierungskreisen als offenes Geheimnis, daß die Seymar-Luchow-Akte eingebbracht worden war in der Absicht, die Solare Flotte im Lauf weniger Jahrzehnte so zu schwächen, daß Itugalla und Lengkur die Verträge brechen konnten, ohne dafür bestraft zu werden.

Jaim Secquin wußte es nicht; aber er vermutete, daß Seymar und Luchow auch die Auftraggeber waren, denen er seine gegenwärtige Betätigung verdankte. Man war sehr vorsichtig an ihn herangetreten. Man hatte ihm vorgerechnet, wie genau man seine antimilitaristische Einstellung kenne. Man hatte ihm klargemacht, daß Solarmarschall Tifflor der Exponent konservativ-militärischen Denkens sei und daß es der Welt zum Segen gereichen würde, wenn es gelänge, Tifflor zu beseitigen. O nein, an Mord denke man nicht, wurde ihm sogleich versichert. Es gebe da noch die Methode des parachronen Transports, in der er, wie man wisse, Experte sei.

Mehr als alles andere hatten Jaim Secquin jedoch die einhunderttausend Solar überzeugt, die man ihm auszuzahlen versprach, sobald Julian Tifflor verschwunden war.

Im Laufe von anderthalb mühsamen Monaten hatte er dieses sein Versteck eingerichtet, eine kleine Kammer, die unmittelbar unter dem Arbeitszimmer des Solarmarschalls in dem der Öffentlichkeit zugänglichen Bezirks des Kommandozientrums Imperium-Alpha lag. Ursprünglich hatte sie nur eine Fülle automatischer Schaltgeräte beherbergt. Diese hatte er in mühseliger Arbeit durch Mikroschaltungen ersetzt, die nur ein Hundertstel des Raumes beanspruchten und ihm Platz für die Installierung der parachronischen Apparate ließen. Er hätte das Werk nicht vollbringen können, wenn er nicht mit den Anlagen und Einrichtungen dieses Gebäudekomplexes so überaus vertraut gewesen wäre. Er hatte einst hier gearbeitet. Als man ihn - zu recht, wie Jaim Secquin selbst am besten wußte - Verfassung s feindlicher Umtriebe beschuldigte, hatte man ihm die Wahl gelassen, seine Gesinnung zu ändern oder den Staatsdienst zu verlassen. Er hatte das letztere vorgezogen und war gegangen. Aber jetzt war er wieder hier, und dank seiner Geschicklichkeit würde die Welt morgen anders sein als heute.

Die Konsole, die den Projektor des Parachron-Feldes steuerte, war gerade klein genug, um in diese winzige Kammer zu passen. Der Projektor war ein Gespinst von hauchdünnen Drähten, das er unter der Decke montiert hatte. Er würde das Feld durch die Decke hinauf in Tifflors Arbeitsraum projizieren, wo es sein Werk verrichtete. Alles kam auf die richtige Zeiteinteilung an. Tifflor mußte verschwinden, noch bevor er den ersten seiner Untergebenen zur Berichterstattung empfing. Es durfte keine Augenzeugen des Vorgangs geben.

Jaim Secquin sah auf die Uhr. Die Erregung hatte sich im Laufe des Nachdenkens verflüchtigt. Es war wenige Augenblicke vor acht Uhr, dem Zeitpunkt, zu dem Julian Tifflor an jedem Tag, an dem er sich auf der Erde befand, sein Arbeitszimmer zu betreten pflegte.

Jaim Secquins Hand näherte sich dem Schalter im Zentrum der Konsole. Die Finger betasteten vorsichtig die kühle, glatte Kante des Plastikmaterials, während der Blick auf der Uhr ruhte.

Er wartete noch fünfzehn Sekunden. Dann verstärkte sich der Druck der Finger auf den Schalter. Der Blick riß sich von der Uhr los und konzentrierte sich auf die Arbeit, die die Hand zu verrichten hatte. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Mit einem hellen »klick« kippte der Schalter nach unten.

Fast im selben Augenblick begann das Drahtgespinst des Projektors hell zu glühen. Das war das Zeichen, daß alles planmäßig ablief. Die gewaltigen Energien, die den Projektor durchflossen, erhitzten die dünnen Drähte und würden sie schließlich zum Schmelzen bringen. In dem Augenblick, in dem der erste Draht schmolz, brach das Parachron-Feld zusammen. Das war gleichzeitig eine Sicherung gegen die Entdeckung des Anschlags. Die Beseitigung Tifflors, der Parachron-Transportprozeß, nahm nur den kaum meßbaren Bruchteil einer Sekunde in Anspruch. Er würde abgeschlossen sein, bevor der Projektor und damit das Feld zusammenbrach.

Jaim Secquin blickte in die Höhe und sah weißglühende Metalltropfen sich formen. Bevor der erste herabfiel, war einer der Drähte durchgebrannt. Der Energiefluß hört sofort auf. Das Glühen erlosch. Es war heiß gewor-

den. Jaim Secquin wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Das Werk war getan. Der Gegner war besiegt. Anstelle von Erleichterung empfand Jaim Secquin Erschöpfung. Er beugte sich vornüber, legte die Arme auf die Konsole und bettete den Kopf darauf. Minutenlang verharrte er in dieser Position; dann erinnerte er sich an seine Aufgaben.

Die Parachron-Apparatur mußte ausgeräumt, die kleine Kammer wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt werden. Man würde Tifflors Verschwinden bald bemerken, und in der Verwirrung, die daraufhin entstand, würde es ihm möglich sein, einige Teile der Apparatur unauffällig zu entfernen. Er machte sich an die Arbeit. Er war gerade dabei, das Konglomerat elektronischer Elemente mit einem Taschenlaser in handliche, kleine Stücke zu zerschneiden, da hörte er hinter sich ein Geräusch.

Es war ein unglaubliches Geräusch, eines, das er nie zu hören erwartet hatte, solange er sich in der Kammer befand.

Die Tür hatte sich geöffnet!

Er hockte vor den Resten der Konsole, den Rücken der Tür zugewandt, in der rechten Hand den winzigen Laser, der sich als Waffe nicht verwenden ließ. Langsam drehte er sich um. Fassungslos heftete sich sein Blick auf den Mann, der unter der Tür stand. Das Entsetzen war so vollkommen, daß es mit spastischer Kraft auf die Beinmuskeln einwirkte: Wie von der Feder geschnellt, schoß Jaim Secquin aus der Hocke in die Höhe.

Er stammelte unzusammenhängende Worte ...

1.

Für Julian Tifflor war Pünktlichkeit eine natürliche, angeborene Eigenschaft. Man sagte von ihm, er sei niemals im Leben unpünktlich gewesen. Das war übertrieben. Aber dort, wo sich ihm keine unvorhersehbaren Hindernisse entgegenstellten, hatte er noch niemals eine Minute versäumt.

Sein pünktliches Erscheinen im Kommandozentrum war eine Sache der Gewohnheit, nicht der Planung. Um sieben Uhr fünfzig pflegte er, mit dem Aufzug aus der unterirdischen Garage kommend, das Gebäude zu betreten. Etwa acht Minuten verbrachte er mit dem Rundgang durch die Büroräume, in denen sein Stab arbeitete. Dessen Arbeitszeit begann ebenfalls um acht Uhr. Tifflor unternahm diesen Rundgang nicht, um sich von der Anwesenheit seiner Untergebenen zu überzeugen. Er war ein Mann, den Leistung weitaus mehr beeindruckte als das planmäßige Absitzen der üblichen sechs Bürostunden. Es hatte sich jedoch im Laufe der Jahre in seinem Büro die Sitte entwickelt, daß Mitglieder des Stabes, die dienstliche oder persönliche Probleme mit dem Chef zu diskutieren hatten, dies vor Beginn der eigentlichen Arbeitszeit tun konnten. Um diesen Leuten Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen, deswegen ging Julian Tifflor morgens durch die Arbeitsräume.

An diesem Morgen lag kein Problem vor. Er betrat um sieben Uhr achtundfünfzig das Vorzimmer seines eigenen Arbeitsraumes und besprach mit dem dort diensthabenden Major in kurzen Worten einige der Aufgaben, die am heutigen Tage zu erledigen waren. Genau um acht Uhr öffnete sich die Tür zu seinem Arbeitszimmer. Er trat ein und warf zunächst, wie er es gewohnt war, einen Blick durch das weite Fenster, das nach Norden und Nordosten hin das Gebäudegewirr der Stadt Terrania-City überblickte. Er wollte sich gerade abwenden, da ging mit dem Ausblick eine seltsame Veränderung vor sich.

Die Umrisse der Stadt begannen sich zu verzerrn. Die Konturen der Hochhäuser wackelten hin und her, und die Grünflächen der Parks verschwammen ineinander. Ein Schwindelgefühl ergriff Julian Tifflor. Es war ihm, als stürze er in die Tiefe. Unter dem Einfluß der Schwerelosigkeit hob sich ihm der Magen. Das alles dauerte

nur Bruchteile von Sekunden. Es war so verwirrend, daß er später nicht mehr wußte, in welcher

Reihenfolge er die einzelnen Eindrücke empfangen hatte.

Das letzte und bleibende Gefühl war das von Kälte und wehendem Wind. Er öffnete die Augen und erkannte, daß er auf einem ebenen Feld stand, einem bearbeiteten Feld, denn die schnurgeraden Linien, die sich von einem düsteren, wolkenverhangenen Horizont bis zum ändern zogen, konnten nichts anderes sein als Ackerfurchen. Der Wind blies über die Ebene und trug winzige, kalte Wassertropfen mit sich. Die Gegend war kahl. Am Rande des Gesichtskreises sah er Berge aufsteigen. Ihre Häupter waren von Wolken verhüllt.

Einen Augenblick sträubte er sich gegen die niederschmetternde Erkenntnis, die sich ihm aufdrängen wollte. Dann siegte die Vernunft. Er wußte, was mit ihm geschehen war.

Er war das Opfer eines Parachron-Attentats geworden.

Er fror, als er sich schräg zum Wind über den unebenen Boden vorwärtskämpfte. Er glaubte, in Richtung auf die Berge hin eine dunkle Linie gesehen zu haben, die wahrscheinlich aus niederem Gebüsch bestand und die Begrenzung des scheinbar unendlichen Furchenmeeres bildete. Er fragte sich, wo er gelandet war.

Die Art, in der der Boden bearbeitet wurde, deutete auf eine primitive Zivilisation hin. Auf der Erde war das Umwenden des Bodens, das der Ackerkrume ermöglichte, Sauerstoff und Stickstoff aus der Luft aufzunehmen, schon seit vierzehnhundert Jahren außer Mode gekommen. Es gab wirksamere Methoden.

Parachron-Transporte waren Bewegungsvorgänge von einer Bezugsebene zur ändern, von einem Universum zum ändern. Das Schlagwort »parachron«, »neben der Zeit her«, war geprägt worden, weil nach den neuen Erkenntnissen der Wissenschaft das menschliche Zeitempfinden eine subjektive Reaktion des Bewußtseins auf die immerwährende Versetzung von einer zur unmittelbar benachbarten Bezugsebene darstellte. Die Natur kannte die Zeit nicht, nur das Nebeneinander der ungeheuren, aber endlichen Zahl möglicher Universen.

Er glaubte auch zu wissen, wem er dieses Schicksal verdankte. Auf der Welt, die er soeben verlassen hatte, hätte in kaum mehr als vierundzwanzig Stunden eine Debatte begonnen, deren Endergebnis gewesen wäre, daß das Seymar-Luchow-Gesetz auf die Solare Flotte und ihre Offiziere keine Anwendung fand. Er wußte, daß er sich mit dem Bemühen, die Flotte vor diesem Gesetz zu bewahren, bittere Feinde geschaffen hatte. Sein Stab war einigen Intrigen seiner Feinde auf die Spur gekommen und hatte es verstanden, sie zu entschärfen. Aber der Gegner hatte nicht geruht. Um sein Ziel zu erreichen, hatte er schließlich dafür gesorgt, daß der unbequeme Widersacher aus der Welt verschwand.

Um einen Parachron-Transport zustande zu bringen, brauchte man ein Parachron-Feld, das von einem Projektor abgestrahlt wurde. Parachron-Projektoren waren von notorisch kurzer Reichweite, wie überhaupt parachrone Energien im Vergleich zu anderen Energieformen äußerst kurze Reichweiten besaßen. Der Projektor mußte sich also in unmittelbarer Nähe seines Arbeitsraums befunden haben.

Er erreichte den Rand des riesigen Ackers und suchte sich einen Platz, wo ihm das Gebüsch Schutz vor dem unablässigen Blasen des feuchtigkeitsgetränkten Windes bot. Dort hockte er sich auf den Boden. Eine Zeitlang überdachte er die Möglichkeit, daß er nicht parachron-transportiert, sondern nur hypnotisiert worden sei. Aber er mußte den Gedanken schließlich wieder verwerfen. Jemand, der seltsame Eindrücke für das Ergebnis hypnotischer Beeinflussung hält, ist nicht hypnotisiert. Schließlich überkam ihn Verzweiflung.

Er war ein Fremder in diesem Universum, und er wußte nicht, ob es einen Rückweg gab.

»Was suchst du hier?« fragte die Stimme mit merkwürdig singendem Tonfall.

Julian Tifflor fuhr auf. Auf der anderen Seite des Gebüsches, mit dem Oberkörper kaum darüber hinwegragend, stand ein Mann. Er trug, soweit Julian erkennen konnte, ein primitives, sackähnliches Gewand. Die Farbe seiner verrunzelten, vom Wetter gegerbten Haut war ein schwer definierbares Grünbraun. Er hatte eine ungewöhnlich breite Nase. Die zwei eng zusammenstehenden Augen mit den buschigen, in der Mitte zusammengewachsenen Brauen verliehen ihm den Ausdruck geistiger Armut. Das grauschwarze Haar war auf dem Schädel zu

kurzen Stoppeln geschnitten und an den Schläfen völlig abrasiert.

Am verwunderlichsten aber war, daß der Mann eine Sprache sprach, die Julian Tifflor verstand. Sie war ähnlich der Umgangssprache der Erde, einer Mischung aus Englisch und den Bestandteilen vieler Kultursprachen. Sie wurde mit einem merkwürdigen Singsang gesprochen, wie er für die ostasiatischen Sprachen charakteristisch war. Auch war nicht sicher, ob der Mann selbst der kaukasischen oder einer anderen Rasse beizuhören war. Aber daran, daß es sich um einen Menschen handelte, einen Terraner, bestand nicht der geringste Zweifel.

»Ich bin ein Fremder«, antwortete Tifflor, nachdem er sich von der ersten Überraschung erholt hatte. »Ich kenne mich hier nicht aus. Willst du mich führen?«

Dem Grünbraunen in seiner geistigen Beschränktheit schien nicht aufzufallen, daß Julian Tifflor von ihm etwa so verschieden war wie ein Isländer von einem Papua. In seinen Augen lag keine Verwunderung, nur Mißtrauen.

»Wo kommst du her?« wollte er wissen. »Und wohin soll ich dich führen? Übrigens habe ich keine Zeit. Ich muß arbeiten!«

Trotzdem blieb er stehen.

»Ich komme von weither, viele tausend Kilometer weit«, antwortete Tifflor. Über sein Ziel äußerte er sich nicht. Er wußte nicht, wo er war. Wie sollte er wissen, wohin er geführt werden sollte?

»Ich heiße Julian«, sagte er, als der Grünbraune sich nicht rührte. »Hast auch du einen Namen?«

Der Eingeborene zögerte eine Weile, als fürchte er sich, mit seinem Namen ein Geheimnis zu verraten.

»Vannisch«, knurrte er schließlich. Es klang beinahe wie Stolz, daß er zwei Namen hatte gegen den einen des Fremden, als er hinzufügte: »Vannisch Serk.«

»Also schön, Vannisch. Wenn du mich in die nächste Stadt führst, gebe ich dir ein Geschenk!« Vannischs zusammenstehende Augen wurden groß.

»Die nächste Stadt? Welche Stadt?«

»Gibt es hier keine Städte?«

»Das weißt du nicht?«

Julian Tifflor entschloß sich, die Wahrheit zu offenbaren.

»Lieber Vannisch, ich weiß nicht einmal, wo ich bin«, gestand er.

Die Reaktion war verblüffend. Vannisch Serk fuhr zwei Schritte zurück. Dann streckte er die Hände aus und spreizte die Finger, als wolle er den Leibhaftigen von sich abwehren.

»Hähähä«, lachte er meckernd. »Er weiß nicht, wo er ist! Er weiß nicht, ob es hier Städte gibt! Aber ich weiß, wo er herkommt. Er ist aus einem Verrücktenhaus entsprungen!«

Er warf sich herum und lief, wie von Furien gehetzt, davon.

Tifflor kauerte am Rande des Ackers und wartete. Es hatte keinen Zweck, sich von hier zu entfernen, solange er nicht wußte, in welcher Richtung er sich bewegen sollte. Er suchte die Nähe von Menschen; denn inzwischen war ihm ein Gedanke gekommen, wie er auf sein Schicksal einwirken könne.

Die Kenntnis der parachronen Energieform war ein Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung aus letzter

Zeit. Den Anstoß *dazu* hatte das unwahrscheinliche Abenteuer des Großadministrators Perry Rhodan gegeben, in dessen Verlauf er mitsamt seinem Flaggschiff MARCO POLO und dessen gesamter Besatzung auf eine fremde Bezugsebene geschleudert worden war, von der er den Rückweg in das heimatliche Universum nur mit Mühe wieder gefunden hatte. Julian Tifflor hatte den Verlauf der Forschungen verfolgt und sich einigermaßen informiert gehalten.

Die Parachron-Apparatur bestand aus einer Energiequelle, einem Wandler und einem Projektor. Die Energien, die zur Erzeugung eines selbst eng begrenzten Parachron-Feldes erforderlich waren, maßen in Hunderten von Megawattstunden. Der Wandler sorgte dafür, daß die konventionelle Energieform in Parachron-Energie umgewandelt wurde, und der Projektor diente dazu, dem Feld die gewünschte Form zu geben.

Die Zivilisation dieser Welt kannte den großmaßstäblichen Ackerbau. Es war daher zu erwarten,

daß sie auch die elektrische, wenn nicht sogar die nukleare Energie kannte. Damit war das Problem der Energiequelle gelöst. Über die innere Struktur des Wandlers war Julian Tifflor sich einigermaßen im klaren, wenn es da auch einige Dinge gab, an denen sein Plan schließlich scheitern mochte. Der Projektor schließlich war ein Drahtgespinst, dessen Geometrie von der gewünschten Form des Parachron-Feldes bestimmt wurde. Dabei gab es keine besonders Schwierigkeit, wenn man, wie Julian Tifflor, lediglich Wert darauf legte, daß das Feld die eigene Person umfasse.

Es war also nicht undenkbar, daß er eine Apparatur zusammenbaute, mit deren Hilfe er womöglich nicht unmittelbar in das heimatliche Universum, aber auch in dessen Nähe zurückkehren konnte - auf eine Bezugsebene, die der seinen wesentlich ähnlicher war als diese merkwürdige Welt. Was er dazu brauchte, war die Unterstützung anderer. Deswegen kauerte er hier und wartete, bis die Wolken sich so weit lichteten, daß er

vielleicht sogar ausmachen konnte, in welcher Richtung die nächste Stadt zu suchen war.

Schließlich wurde seine Geduld belohnt. Die Wolken rissen auf. An der Stellung der Sonne erkannte Julian, daß er den Acker in südlicher Richtung vor sich und die Berge im Norden hinter sich hatte. Das Land war, von den Bergen im Norden abgesehen, weitgehend eben. Er stand auf und blickte sich um. Da glaubte er, im Nordosten jenseits des Endes der Bergkette einen leichten Dunstschleier wahrzunehmen, der dicht über dem Boden ruhte. Dunst war gewöhnlich das Anzeichen konzentrierter Zivilisation. Julian Tifflor machte sich also auf den Weg nach Nordosten.

Je weiter er schritt, desto unfruchtbarer wurde der Boden. Immer mehr Sand trat zutage. Die Büsche wurden kümmerlicher und niedriger und hörten schließlich ganz auf. Nur noch einzelne Büschel gelben, halbvertrockneten Grases drangen hier und da aus dem Boden. Der Weg wurde beschwerlich, da bei jedem Schritt der Fuß im Sand versank.

So ähnlich, schoß es Julian Tifflor durch den Sinn, mußte die Wüste Gobi ausgesehen haben, bevor die Behörden des Imperiums sie teils in Steppe, teils in blühenden Garten verwandelten.

Plötzlich blieb er stehen. Weit vor ihm wuchs eine Staubfahne aus dem Boden. Ihre Spitze bewegte sich mit beachtlicher Geschwindigkeit auf ihn zu. Zuerst sah er nur den Staub, dann aber konnte er ein glitzerndes Gebilde erkennen, das die Staubfahne zu erzeugen schien.

Es war ein Fahrzeug. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er sah, daß es zwei Handbreit über dem Boden schwebte, von Luftkissen getragen. Es war nicht der modernste aller Gleiter, die er je gesehen hatte. Aber zwischen der Technologie, die diesen Gleiter hervorgebracht hatte, und der Agrikultur, die sich auf mühsam umgepflügte Äcker stützte, lagen annähernd dreihundert Jahre Fortschritt.

Der Gleiter hielt vor ihm an. Er hatte die Form eines gedrungenen Torpedos mit einer aufgesetzten Glaskanzel, hinter der der Chauffeur des Fahrzeugs zu sehen war. Der Wagen wirkte wie ein almodisches Flugzeug ohne Tragflächen. Ein Teil der Kanzel wurde beiseite geklappt. Der Fahrer erhob sich aus dem Sitz und ragte dadurch mit mehr als der Hälfte des Körpers aus dem Fahrzeug heraus. Er war von anderer Gestalt als Van-nisch Serk, aber sonst sah er ihm sehr ähnlich.

»Hallo, Fremder!« rief er freundlich und versuchte ein Lächeln. »Kann ich dir helfen?« Julian Tifflor, durch sein Erlebnis mit Vannisch Serk vorsichtig gemacht, trat zögernd auf den Gleiter zu.

»Ich brauche tatsächlich Hilfe«, sagte er. »Ich komme von weither und kenne mich hier nicht aus.«

Der Mann zog die zusammengewachsenen Brauen in die Höhe.

»Von weither, wie?« wiederholte er. »Altair, Deneb, Ri-gel oder so was, wie?«

Die Namen trafen Tifflor wie Keulenschläge. Wie paßte das alles zusammen? Der umgepflügte Acker, der geistig beschränkte Vannisch Serk, der Gleiter und die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Mann annahm, er käme von einem Planeten ferner Sonnen?

»Nichts dergleichen«, antwortete er verwirrt. »Ich komme von Hertha.«

Im Eifer des Gefechts fiel ihm nichts Besseres ein als der alte, westgermanische Name für »Erde«. Der Mann im Gleiter schien nachzudenken.

»Hm, noch nie gehört«, sagte er. »Muß eine der neueren Siedlerwelten sein, die noch nicht von sich reden gemacht hat.«

Siedlerwelten! Diese Leute, die ihre Äcker noch umpflügten, kannten den Begriff Siedlerwelt?

»Ich bin Öwan Patsch«, erklärte der Besitzer des Gleiters impulsiv. »Wenn du willst, daß ich dich in die Stadt bringe, tue ich es gern.«

Julian zögerte. Vannisch hätte er mit einem kleinen Geschenk belohnen können. Er trug in seinen Taschen

gewisse Dinge, die sich dazu eigneten. Aber einen Mann, der einen Gleiter sein eigen nannte, was sollte er dem bieten? Und was würde weiter geschehen, wenn er in der Stadt ankam? Er trug ein wenig Kleingeld bei sich, das hierzulande nichts galt, und eine ID-Karte, mit der er hier nichts würde anfangen können.

»Nun?« fragte Öwan Patsch. »Wie hast du dich entschlossen?«

»Ich mache mir Sorgen«, gestand Julian. »Ich bin völlig mittellos.«

Öwan Patsch lachte. Es hörte sich wie ein gutmütiges Lachen an.

»Die haben dich ganz schön unvorbereitet abgesetzt, wie?«

»Ja, leider«, murmelte Julian.

»Darüber mach dir keine Sorgen«, riet Patsch. »Wir sind eine freundliche Stadt. Es wird sich Hilfe finden lassen. Kannst du arbeiten?«

Julian Tifflor bejahte. Dann stieg er in den Gleiter. Es war ein primitives, dreisitziges Fahrzeug. Die Sitze waren hintereinander angeordnet. Die Kanzel war in drei Abschnitte unterteilt, die einzeln aufgeklappt werden konnten. Julian ließ sich in den Sitz hinter den Chauffeur fallen. Patsch klappte die Kanzel zu, dann wendete er das Fahrzeug und fuhr den Weg zurück, den er gekommen war.

In der Nähe der Stadt wurde das Land wieder fruchtbare. Auf den Feldern wurde gearbeitet. Julian sah altmodische Maschinen, die den Ackerboden aufbrachen. Anscheinend war man hier bei der Frühjahrsbestellung.

Dann tauchte die Stadt auf. Julian Tifflor war enttäuscht. Die Straßen waren breit, aber in schlechtem Zustand. Die Häuser zu beiden Seiten der Verkehrswege waren klein, wie geduckt. Kleine Fenster blickten auf die Straße heraus, als hätten die Menschen Angst, das Tageslicht in ihre Wohnungen zu lassen. Fußgänger waren nirgendwo zu sehen. Von den Wänden der Häuser blätterte der Verputz.

Stadteinwärts wurde das Bild weniger trostlos. Aber

auch hier befanden sich die Gebäude, von denen manche nun bis zu sechs Stockwerken aufragten, im Zustand der Reparaturbedürftigkeit. Auf den Bürgersteigen bewegten sich einzelne Fußgänger oder kleine Gruppen, die es ohne Ausnahme eilig zu haben schienen. An der Art, wie Öwan Patsch mit den Kontrollen des Gleiters hantierte, erkannte Julian, daß es eine Funksicherung der Straßen hier nicht gab. Er hätte gerne gewußt, wie diese Stadt hieß; aber er scheute sich, seine Unwissenheit noch deutlicher als bisher unter Beweis zu stellen.

Öwan Patsch bog schließlich auf eine breite Allee ein, in deren Mitte sich Pappeln aus der Fahrbahn erhoben, und hielt vor einem pompösen Gebäude, das der Periode der klassizistischen Architektur zu entstammen schien. Mit seinen grauschwarzen Mauern machte es einen düsteren Eindruck, der den Unvoreingenommenen mit Beklemmung erfüllte. Öwan Patsch öffnete die Kanzel und bat seinen Fahrgast auszusteigen.

»Wohin gehen wir?« erkundigte sich Julian mißtrauisch.

Öwan deutete auf das monströse Gebäude.

»Dorthin«, antwortete er. »Das ist das Hauptstaatsamt. Dort wird sich Hilfe für dich finden lassen.«

Sie schritten eine breite Treppe empor, passierten ein bombastisches Portal, zu dessen beiden Seiten vier uniformierte Posten aufgestellt waren, die merkwürdig geformte Waffen trugen. Öwan Patsch schien sich hier auszukennen. Zielbewußt durchquerte er die riesige Halle, die sich hinter dem Portal ausbreitete, und schritt auf einen Aufzug zu. In der Halle standen oder saßen Menschen, die wohl mit einem Anliegen hierhergekommen waren, und dazwischen eilten mit der Miene

verbissener Geschäftigkeit solche hin und her, die offenbar hier arbeiteten.

Der Aufzug rumpelte, ächzte und stöhnte. Die Aufzugskabine war ein wahres Museumsstück. Julian Tifflor nahm jedoch dies nur im Vorbeigehen wahr. Neue Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, seitdem er merkte,

daß sich der Aufzug nicht nach oben, sondern in die Tiefe bewegte.

Der Aufzug hielt mit einem Ruck, und die Kabine öffnete sich auf einen grell erleuchteten, leeren Gang hinaus. Die Wände, Boden und Decke bestanden aus hellgrauem Beton. Leitungen für die Beleuchtung und anderer Zwecke waren über den Beton verlegt. Alles machte einen unfertigen Eindruck. Öwan Patsch wußte auch jetzt noch genau, wohin er wollte. Er wandte sich nach rechts. Nach etwa fünfzig Metern gelangten sie an das Ende des Ganges. Eine Tür öffnete sich selbsttätig. Öwan trat zur Seite und machte eine einladende Geste durch die Öffnung hindurch.

»Du wirst mit einem Mann sprechen, dem du deine Probleme vortragen kannst«, sagte er. »Er wird dir helfen.«

»Und du bleibst hier?« fragte Tifflor ein wenig einfältig.

»Ja, ich bleibe hier«, antwortete Öwan. »Vielleicht sehen wir uns wieder.«

»Ich danke dir für deine Mühe«, sagte Julian und meinte es ehrlich.

Öwan Patsch aber ließ ein Lächeln sehen, das kaum noch eine Spur von Freundlichkeit enthielt.

»Nicht der Rede wert«, meinte er geringschätziger.

Julian trat durch die Tür. Er war jetzt sicher, daß er sich in Gefahr befand; aber er konnte nichts anderes tun, als ihr zu begegneri. Als er durch die Öffnung getreten war, schloß sich die Tür hinter ihm. Er befand sich in einem kleinen, kahlen Raum, dessen einziger Einrichtungsgegenstand eine grellweiße Lampe war, die an der Decke hing. Auf der anderen Seite gab es eine zweite Tür, die sich nach wenigen Sekunden öffnete. Julian blickte in ein großes Gemach, das mit altmodischem Luxus ausgestattet war. Von der getäfelten Decke hing ein riesiger Leuchter, der gelbliches Licht ausstrahlte.

In diesem Raum befanden sich zwei Männer. Sie hatten die grünlich-braune Hautfarbe der Menschen, die diese Welt bevölkerten, und die eng zusammenstehen-

den Augen mit den zusammengewachsenen Brauen. Einer der beiden trug eine von Gold und Orden strotzende Uniform; aber der andere schien der wichtigere zu sein. Er trug ein einfaches, ziviles Gewand, war etwa einen Meter siebzig groß und hatte weißes Haar. Es war das Selbstbewußte in seiner Haltung, das Tifflor davon überzeugte, daß er von den beiden Männern der höherstehende sei.

Auch die zweite Tür schloß sich hinter Julian. Die beiden Männer musterten ihn mit finsternen Blicken. Schließlich sagte der in Zivil:

»Willkommen in der Kommandozentrale Goshun! Ich nehme an, deine Ankunft bedeutet, daß die Invasion von Wega unmittelbar bevorsteht. Oder warum sollte man uns sonst einen Spion geschickt haben?«

Die Worte jagten einander in Julians Bewußtsein. Darüber, daß man ihn für einen Spion hielt, war er weniger überrascht als über den Namen dieser Anlage: Kommandozentrale Goshun! Goshun hieß der Salzsee, an dessen Ufern Terrania-City entstanden war. Natürlich war es kein Zufall, der diese Namensgleichheit verursachte. Trotz aller Unterschiede waren die beiden Universen, die beiden Bezugsebenen einander so nahe, daß auf beiden der Name Goshun eine bedeutende Rolle spielte.

»Ich bin kein Spion«, verteidigte er sich gegen die Anschuldigung des Weißhaarigen. »Ich bin das Opfer eines ... Unfalls. Ich weiß nicht, wo ich bin. Ich kenne weder dich, noch die Stadt, in der ich mich hier befinden. Und ich weiß nichts von einer bevorstehenden Invasion von Wega.«

Die beiden Männer betrachteten ihn mit spöttischem, ungläubigem Lächeln.

»Er mag leugnen, wie er will, Sakhmo-Chan«, sagte der Uniformierte. »Wir werden die Wahrheit aus ihm herausbringen.«

Der Weißhaarige hob warnend die Hand.

»Ich kenne die Tüchtigkeit deiner Truppe, General. Aber ich möchte, daß diesem Spion zunächst keine Gelegenheit gegeben wird, aus eigenem Antrieb ein Geständnis abzulegen.«

Er blickte Julian auffordernd an.

»Ich bin kein Spion und habe kein Geständnis abzulegen«, erklärte Tifflor mit Nachdruck. »Ich selbst bin einem Attentat zum Opfer gefallen. Ich bin gerne bereit, dir darüber zu berichten.«

Der General machte eine verächtliche Handbewegung.

»Die Zeit des mächtigen Sakhmo-Chan ist zu wertvoll, als daß er sich Lügengeschichten anhören möchte«, sagte er zornig. »Gestehst du, ein Spion zu sein, oder nicht?«

»Nein!«

Sakhmo-Chan hob die Schultern.

»Dann bleibt uns nichts anderes übrig, General, als ihn abführen zu lassen. Er bekommt einen Tag lang Gelegenheit, sein Geständnis abzulegen. Danach übergebe ich ihn in die Hände deiner Spezialisten.«

Als sei diese Bemerkung ein Befehl gewesen, öffnete sich die Tür, und fünf schwerbewaffnete Uniformierte kamen herein. Sie nahmen Julian Tifflor in die Mitte und führten ihn ab. Das letzte, was er hörte, war ein spöttisches Lachen des Generals und die halblaute Bemerkung:

»Hertha! Für wie dumm der Kerl uns wohl hält?«

Die kahle Zelle enthielt eine grelle Deckenlampe, eine harte Liege und einen Eimer zur Verrichtung der Notdurft. Die Tür war aus widerstandsfähigem Stahl und hatte eine komplizierte elektronische Verriegelung, die jeden Fluchtgedanken schon im Keim tötete.

Julian Tifflor saß auf der Kante der Liege und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Zuviel war in den vergangenen Stunden auf ihn eingestürzt. Er sah auf die Uhr und nahm zur Kenntnis, daß es zwanzig Minuten nach siebzehn Uhr war. Seit über neun Stunden befand er sich in dieser fremden Welt.

Es war müßig, darüber nachzudenken, inwiefern sie sich von der Welt, die er kannte, unterschied und ob die beiden Welten in der Vergangenheit einmal gemeinsame Wege gegangen waren, die sich dann voneinander getrennt und in verschiedene Richtungen geführt hatten. Und doch ließ sich ein Gedankenexperiment durchführen. Gesetzt den Fall, überlegte Tifflor, die Dritte Macht, die sich nach Perry Rhodans Flug zum Mond vor annähernd fünfzehnhundert Jahren am Ufer des Goshun-Salzsees etabliert hatte, wäre den Angriffen der damaligen irdischen Machtblöcke zum Opfer gefallen, anstatt, wie sie es in Tifflors Universum getan hatte, diese Angriffe mit Hilfe arkonidischer Technologie zurückzuschlagen und sich selbst letztlich zum Dirigenten des Konzerts terranischer Mächte aufzuschwingen. Weiterhin gesetzt den Fall, es wäre der ostasiatische oder der sowjetische Block gewesen, dem die Niederwerfung der Dritten Macht gelang: Hätte sich aus diesem Ereignis nicht eine Welt wie diese entwickeln müssen? Eine Welt, die über eine hochentwickelte Technologie verfügte, ihre Bürger aber immer noch in Armut und Primitivität leben ließ? Denn was ist charakteristischer für totalitäre Systeme als die krasse Diskrepanz zwischen technischem Wissen und dem Lebensstandard der Bevölkerung?

Eine solche Welt schien sich hier entwickelt zu haben. Julian Tifflor hatte keine Möglichkeit, festzustellen, ob seine Hypothese richtig war. Aber wenigstens erschien sie ihm plausibel.

Der erste Mensch, dem er auf dieser Welt begegnete, war Vannisch Serk, der ihn für einen Verrückten hielt. Vannisch war ein armer Bauer, dessen Aufgabe es wahrscheinlich war, draußen auf den Feldern zu arbeiten. Die zweite Begegnung, die mit Öwan Patsch, war, wie Julian sich durch längeres Nachdenken überzeugt hatte, längst nicht so zufällig gewesen, wie sie ihm zuerst vorgekommen war. Er erinnerte sich an den Augenblick, als er die Staubwolke, die Patschs Fahrzeug aufwirbelte, zum erstenmal sah. Die Spitze der Staubwolke war

zielbewußt auf ihn zugekommen. Öwan Patsch hatte gewußt, *daß sich da ein Fremder befand, und war losgefahren, um ihn zu holen und ins Hauptstaatsamt zu bringen.

Woher aber hatte er von der Existenz des Fremden gewußt? Doch nur von Vannisch Serk. Und wie hatte Van-nisch Öwan informiert? Gewiß, es waren zwischen der Begegnung mit Vannisch und der mit Öwan mehrere Stunden vergangen. Aber die Zeit hätte für Vannisch nicht ausgereicht, um in die Stadt zu laufen und dort seine Nachricht loszuwerden. Er schien nicht über ein Fahrzeug zu verfügen, und ob es dort draußen am Rande der Wüste Kommunikationsanlagen wie Radiokome

oder Telephone gab, daran war wohl zu zweifeln.

Dieser eine Vorfall wäre nicht genug gewesen, um Ju-lian Tifflor eine feste Meinung bilden zu lassen. Es hatte noch zwei weitere gegeben, die ihm dazu verhalfen.

Sakhmo-Chan hatte gesagt »Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn abführen zu lassen« und daraufhin hatte sich die Tür zu seinem Gemach geöffnet. Es konnte sich nicht um ein akustisches Kommando gehandelt haben, das von einem elektronischen Sensor verarbeitet und in einen Impuls übersetzt wurde, der die Tür öffnete. Derart komplizierte und beiläufige akustische Befehle gab es nicht auf dieser Welt, deren Technik trotz aller Fortschriftlichkeit mit einer gewissen Unbeholfenheit behaftet war. Oder war es möglich, daß die fünf Polizisten draußen im Vorraum gewartet, Sakhmo-Chans Worte über ein Interkom-System gehört und dann die Tür von sich aus geöffnet hatten. Aber Julian zweifelte daran, daß es so vor sich gegangen war.

Schuld daran war die letzte Bemerkung des Generals, die er eben noch hören können, bevor er abgeführt wurde. »Hertha! Für wie dumm der Kerl uns wohl hält?« hatte der General gesagt. Julian Tifflor hatte den Namen Hertha nur ein einziges Mal gebraucht: Öwan Patsch gegenüber, als er diesem seine Hilflosigkeit klarmachen wollte. Woher wußte der General davon? Öwan hatte auf dem Weg in die Stadt kein Funkgespräch ge-

führt, und im Gemach des Sakhmo-Chan war während Julians Anwesenheit keinerlei Information von außen empfangen worden.

Woher also?

Es gab nur eine denkbare Erklärung. Die Menschen dieser Welt - wahrscheinlich nicht alle, sondern nur die Funktionäre des Systems - standen miteinander in tele-pathischem Kontakt. Es fiel Julian zwar schwer, Van-nisch Serk für einen Funktionär zu halten. Aber was hatte er dort draußen alleine zu suchen gehabt? Womöglich war er ein Beobachter, der für die Regierung arbeitete. Einer der zu melden hatte, wenn sich in der Einöde rings um die Stadt etwas Ungewöhnliches ereignete.

Auf telepathischem Wege hatte Vannisch über seine Begegnung mit dem Fremden berichtet. Auf dem Weg in die Stadt hatte Öwan Patsch, ebenfalls telepathisch, seine Erfahrungen mit dem Fremden geschildert - darunter dessen Behauptung, er komme von einer Welt namens Hertha. Und Sakhmo-Chans Befehl, die Tür zu öffnen, war wiederum telepathischer Natur gewesen.

Es konnte sich nicht um die herkömmliche Art von Telepathie handeln, die den Telepathen befähigte, mehr oder weniger nach Wunsch die Gedanken anderer Menschen, besonders anderer Telepathen zu lenken. Sonst hätte Sakhmo-Chan wahrscheinlich in Julians Bewußtsein blicken und dort erkennen können, daß er keineswegs der Spion war, für den er gehalten wurde. Es mußte eine antrainierte Version der Telepathie sein, die nur dann wirksam wurde, wenn der Telepath ausdrücklich die Absicht hatte, Informationen zu übermitteln.

Julian Tifflor hatte eine vage Vorstellung, wie er sich die Entwicklung zunutze machen könne. Man erwartete eine Invasion von Wega. Die interstellare Raumfahrt war also auch auf dieser Welt bekannt, aber es war nicht zur Entstehung des Solaren Imperiums gekommen, das man auf Tifflors heimatlicher Bezugsebene kannte. Die Erde - denn um die Erde handelte es sich ohne Zweifel bei diesem Planeten - lebte in Furcht vor einem ihrer nächsten Nachbarn, dem Wega-System. Ob diese Furcht

begründet war oder nicht, das blieb dahingestellt. Totalitäre Systeme lebten ständig in der Furcht vor feindlichen Übergriffen.

Mochte es aber von selten des Wega-Systems Invasionspläne geben oder nicht, Julian Tifflor hatte die feste Absicht, die Furcht des Sakhmo-Chan für seine Zwecke zu gebrauchen.

Es war merkwürdig, daß man sich nicht die Mühe gemacht hatte, ihn zu durchsuchen und ihm die Dinge abzunehmen, die in den Besitz eines Gefangenen normalerweise nicht gehörten. So zum Beispiel das Chronometer, das kleine Allzweckwerkzeug, das er in der Tasche trug, den Minikom am rechten Handgelenk und schließlich den Miniaturblaster, der nach außen hin den Eindruck einer kleinen Stablampe erweckte und den er hinter dem Gürtel verhakt hatte.

Er konnte nicht glauben, daß es sich dabei um Sorglosigkeit handelte. Man hatte ihm nichts abgenommen, weil man etwas von ihm erwartete. Man erwartete, daß er versuchen würde, sich mit

seinem Auftraggeber in Verbindung zu setzen. Er hatte kein Geständnis abgelegt, also versuchte man, die Wahrheit auf andere Weise von ihm zu erfahren.

Sakhmo-Chan befürchtete eine Invasion. Was war natürlicher, als daß er wissen wollte, zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort die Invasion beginnen würde, mit welcher Truppenstärke der Gegner anzugreifen gedachte und was sein endgültiges Ziel war. Es gab Mittel, den Gefangenen zur Herausgabe dieser Information zu zwingen. Aber selbst dann würde er seiner Sache nicht sicher sein, ob der Geständige die Wahrheit sprach oder sich einfach eine Geschichte ausdachte, um den Torturen des Verhörs zu entrinnen. Sicherer war es, wenn man ihm die Möglichkeit gab, mit seinen eigenen Leuten zu sprechen, und die Gespräche dabei abhörte.

So weit glaubte Julian, Sakhmo-Chans Plan durchschaut zu haben. Er würde ihm entgegenkommen. Er

würde Verbindung mit jemand aufnehmen, den es in Wirklichkeit gar nicht gab, und ihm Nachrichten zukommen lassen, die Sakhmo-Chan den letzten Rest innerer Ruhe raubten. Aber er würde es nicht so tun, wie man es von ihm erwartete. Er würde die Rolle des schlauen Gefangenen spielen, der genau wußte, warum man ihm den Minikom gelassen hatte, und sich weigern, das Gerät zu benützen. Er war kein Telepath, aber er verstand genug vom Metier der Telepathie, um zu wissen, daß auch ein Nicht-Telepath es fertigbrachte, kontinuierliche Gedankenströme zu erzeugen, die von einem Telepathen empfangen werden konnten.

Zunächst brauchte er einen Aufbau, sozusagen ein Bühnenbild, vor dessen Hintergrund er sein Schauspiel glaubwürdig abziehen konnte. Er legte sich mit dem Bauch auf die Liege und schloß die Augen, um vom Licht nicht gestört zu werden.

Irgendwo zwischen hier und Wega wartete die Invasionsflotte von Wega auf den Bericht des Scouts, der bei Nacht und Nebel auf der Erde abgesetzt worden war. An Bord des Flaggschiffs gab es eine Gruppe von Spezialisten, allesamt Telepathen, die Tag und Nacht nichts anderes zu tun hatten, als mit ihren mentalen Fühlern den Äther zu durchforschen, um auch nicht die leiseste Willensäußerung des Scouts zu versäumen. Von seiner Entscheidung hing ab, wie bald die Invasion durchgeführt werden würde. Ihm oblag, die günstigsten Ansatzpunkte zu ermitteln und die Raumschiffe der Invasionsflotte so zu dirigieren, daß der Gegner die Schwierigkeiten hatte, seine Verteidigungskräfte wirksam zum Einsatz zu bringen.

Der Chef der Spezialistengruppe hieß »Blaues Auge«. Das war ein Kodenname, seinen richtigen kannte niemand außer ihm selbst und ein paar Leuten im Sicherheitsdienst. »Blaues Auge« war einen Meter achtzig groß, von untermittelbarer Gestalt. Er hatte halblanges, braunes Haar, kleidete sich ein wenig salopp und machte im

großen und ganzen den Eindruck eines Mannes, der viel redete und wenig leistete.

Das Konzept des Mannes namens »Blaues Auge«, bis ins letzte Detail auszuarbeiten, war wichtig. Denn die Telepathen im Kommandozentrum Goshun würden sofort bemerken, wenn der Gefangene zu einem Mann zu sprechen begann, von dessen Äußerem er keine genaue Vorstellung hatte, und damit verband sich die Gefahr, daß man seine Täuschung durchschaute.

Auch die Dimensionierung der Invasionsflotte war ein wichtiger Punkt. Sie mußte groß sein, so daß sie Furcht erregte, aber die Größe hatte glaubwürdig zu sein. Es hatte keinen Zweck, von Hunderttausenden von Raumschiffen zu sprechen, wenn - zum Beispiel - jedermann hier wußte, daß Wega unmöglich mehr als zehntausend Einheiten auf die Beine bringen konnte. Weiterhin mußte er bei der Auswahl der Angriffspunkte vorsichtig sein. Er kannte die Geographie dieser Welt nicht, und noch viel weniger wußte er, wo die schwachen Punkte des Verteidigers lagen. Um diese Schwierigkeit konnte er sich jedoch durch die Verwendung von Kodebezeichnungen herumarbeiten.

Nachdem er sich auf diese Weise gründlich vorbereitet hatte, versuchte er, sich zu entspannen. Entspannung war wichtig für die Erzeugung eines kohärenten Gedankenstroms.

»Scout an Blaues Auge! Scout an Blaues Auge! Bitte empfangen Sie meinen Bericht!

Scout wurde heute von Antons Agenten festgenommen. Aufforderung zum Geständnis wurde abgelehnt. Scout erhielt einen Tag Bedenkzeit. Morgen, falls noch kein Geständnis vorliegt, soll

Scout dem Sicherheitsdienst übergeben werden.

Der Beginn der Operation Mückensturm muß daher vorverlegt werden, da nach der Tortur des Scouts keine Gewähr der Geheimhaltung mehr besteht. Als günstigster Zeitpunkt wird vorgeschlagen: Die Stunde des Löwen. Nach eingehender Überprüfung der Lage der Verteidigungskräfte wird dringend zu f plgendem Vorgehen geraten:

Erstens. Landung der Ersten und Dritten Flotte im Planquadrat Quorum-Lanthan. Bombardierung von Antons Verteidigungsanlagen durch die Fünfte -Schwere Flottille in den Planquadrate Halifax-Tantal und Delta-Oxygen. Mit leichter Verzögerung Landung der Vierten und Achten Flotte im Quadrat Einstein-Jupiter. Damit sind Antons Verteidigungslinien zerschlagen, und zwei wichtige Gebiete befinden sich in unserer Hand. Die Zweite, Sechste und Siebente Flotte bleiben als Reserve im Orbit. Damit wird erreicht...«

Weiter und weiter rollte der stetige Strom der Gedanken, ein Detail nach dem ändern des Angriffsplanes zu beschreiben. Julian Tifflor ging gänzlich in seiner Aufgabe auf. Seine Konzentration war vollkommen. Vor sich sah er »Blaues Auge« so deutlich, als gäbe es den Mann in Wirklichkeit.

Am Schluß seiner Sendung aber bemerkte er:

»Scout beendet hiermit seinen Bericht. Achtung! Scout wird sich auf diesem Wege nicht mehr melden. Es steht zu befürchten, daß Anton ihn dazu zwingen wird, abermals Kontakt mit den Vereinigten Streitkräften aufzunehmen und verwirrende Meldungen zu übermitteln. Aus diesem Grunde sind alle telepathischen Nachrichten, die nach dieser von Scout empfangen werden, als gegenstandslos zu betrachten.

Scout wiederholt...«

Er blieb ausgestreckt liegen. Die Anstrengung der Konzentration hatte ihm die Kräfte aus dem Leib gesogen. Er war müde. Er konnte sich vorstellen, wie es jetzt in den Räumen des Sicherheitsdienstes zuging - wenn sein Trick erfolgreich gewesen war. Sein Gedankenstrom war aufgezeichnet worden. Zuerst würde man versuchen, den Kode der Planquadrate und Zeiten aus einer Kraft zu enträtselfn. Das würde nicht gelingen, weil es in Wirklichkeit keinen Kode gab.

Dann würde man sich an ihn wenden.

Er war eingeschlafen. Das Tongeklimper der elektronischen Verriegelung weckte ihn. Die Tür glitt zur Seite. Unter der Öffnung standen vier Uniformierte.

»Komm mit!« befahl einer barsch.

Wenige Minuten später befand Julian Tifflor sich wieder in Sakhmo-Chans pompösem Arbeitszimmer. Diesmal wimmelte es hier von Menschen. Alle außer Sakh-mo-Chan trugen Uniformen. An dem Überfluß an Gold und Silber war unschwer zu erkennen, daß es sich um hohe Offiziere handelte.

»Wir haben deine Sendung angehört und aufgezeichnet!« brüllte Sakhmo-Chan unbeherrscht, als der Gefangene hereingeführt wurde.

Julian lächelte unverbindlich.

»Das ist gut. Dann weißt du ja alles, was du wissen wolltest!«

Unter den Offizieren wurde ein zorniges Gemurmel laut.

»Du gibst also zu, eine telepathische Sendung abgestrahlt zu haben?« keifte Sakhmo-Chan.

»Nein«, antwortete Julian.

»Du bist ein Spion!«

»Nein.«

»Die Invasion der Vereinigten Streitkräfte des Wega-Systems steht unmittelbar bevor!«

Julian hob die Schultern.

»Woher soll ich das wissen?«

Sakhmo-Chan warf sich in Haltung.

»Wir wissen von den verbrecherischen Absichten der Wega-Regierungsclique. Wir wissen von ihren imperialistischen Plänen, die auf die Beherrschung des gesamten Raumsektors abzielen. Wir, Wegas Nachbar, sollen das erste Opfer sein. Wir sind ein kleiner, schwacher Staat, kaum ein

würdiger Gegner für die bis über die Ohren aufgerüsteten Militaristen von Wega. Aber unsere Bürger sind Helden. In dieser Stunde noch wird der Aufruf zum Volkskrieg ergehen, und den blutgierigen Invasoren wird eine Lektion erteilt werden, die sie nie vergessen sollen!«

Beifall brandete auf. Die Offiziere klatschten, und auf ihren Gesichtern zeigte sich der Ausdruck finsterer Entschlossenheit. Du armer Narr, dachte Julian. Alle großen Völkerkatastrophen haben mit großen Reden begonnen. Und wie wirst du dastehen, wenn die Invasion von Wega überhaupt nicht stattfindet?

Sakhmo-Chan wandte sich an die Offiziere.

»Laßt mich mit diesem Schurken alleine«, befahl er. »Ich will mit ihm reden und sehen, was ich aus ihm herausholen kann.«

Die Generäle schienen ein wenig verwundert, aber sie gehorchten. Innerhalb einer Minute war der große Raum leer-bis auf Sakhmo-Chan, den Herrscher dieser Welt, und Julian Tifflor, den Gast von einer ändern. Sakhmo-Chan blinzelte. Es war eine merkwürdige, plump-vertrauliche Geste, die Julian nicht erwartet hatte. Er war überrascht.

»So muß man zu dem Volk sprechen«, sagte er beinahe gemütlich. »Wir unter uns jedoch haben etwas anderes zu bereden.«

Julian schwieg. Er war gespannt.

»Ich will dich nicht noch einmal danach fragen, ob du ein Wega-Spion bist oder nicht. Du würdest verneinen, und ich, wenn ich an deiner Stelle wäre, würde es ebenfalls tun. Aber ich sage dir: Wega wird diesen Krieg gewinnen. Unsere Industrie ist nicht von ausreichender Stärke, um in so kurzer Zeit ein wirksames Verteidigungspotential zu schaffen. Wir werden also unterliegen. Aus dieser Kenntnis heraus möchte ich dir einen Vorschlag machen.«

Julian zog die Brauen in die Höhe, um sein Interesse zu zeigen.

»Dein Leben für meinen Vorteil«, sagte Sakhmo-Chan und grinste dazu hinterhältig.

»Ich verstehe nicht«, antwortete Julian.

»Du sorgst dafür, daß die Sieger mir Leben, Freiheit und Vermögen lassen, und ich befreie dich dafür aus der Gefangenschaft.« Er neigte den Kopf zur Seite und musterte Julian aus halb geschlossenen Augen. »Hast du genug Einfluß, um eine solche Zusicherung erreichen zu können?«

Julian zögerte nicht lange.

»Ja«, behauptete er selbstbewußt.

Plötzlich empfand er Ekel vor diesem Menschen. Vor wenigen Minuten noch hatte er eine markige Rede gehalten und nun stand er hier und feilschte um Vorteile für die eigene Person. Nicht nur um sein Leben, sondern auch um sein Geld.

»Es fragt sich nur«, sprach Julian weiter, »wie ich in der kurzen Zeit, die uns noch verbleibt, mit den entsprechenden Leuten in Verbindung treten soll.«

»Auf telepathischem Wege«, grinste Sakhmo-Chan. »Du scheinst in dieser Hinsicht einige Erfahrung zu besitzen.«

Julian Tifflor lächelte zurückhaltend.

»Du sagtest mir, es wäre eine Botschaft abgehört und aufgezeichnet worden. Vielleicht hörst du dir das Ende der Botschaft noch einmal an.«

»Du meinst den Teil, in dem gesagt wird, daß alle weiteren Botschaften dieser Art als gegenstandslos betrachtet werden sollen?«

Julian nickte.

»Aber gibt es denn nicht eine Möglichkeit, »Blaues Auge« davon zu überzeugen, daß es sich um eine dringende Sache handelt? Ich meine, alleine aus dem Text müßte hervorgehen, daß es sich nicht um eine Täuschung handelt. Immerhin gestehe ich damit ein ...«

»Nein!« unterbrach ihn Julian.

»Nein?« fragte Sakhmo-Chan entsetzt.

»Nein.«

Sakhmo-Chan senkte den Blick zu Boden und ging einige Schritte auf und ab. Verzweiflung hatte ihn gepackt. Julian blieb reglos stehen und sagte nichts. Es war gut, wenn Sakhmo-Chan ein paar

Minuten lang sozusagen im eigenen Saft schmorte, bevor er seinen entscheidenden Vorschlag machte.

»Aber irgendwie«, rief der Diktator, »muß es doch möglich sein, dieses Vorhaben zu verwirklichen! Es gibt doch einen Weg, nicht wahr?«

Aus seinen dunklen Augen leuchtete Angst. Er war auf Julian zugetreten und hatte die Arme flehend ausgestreckt.

»Es gibt einen Weg«, versicherte Julian.

»Welchen?« schnappte Sakhmo-Chan.

»Ich muß die Leute aufsuchen, mit denen man in dieser Sache zu reden hat.«

»Du mußt sie aufsuchen? Zu ihnen hinfliegen? Mit einem Raumschiff?!«

Die Vorstellung schien Sakhmo-Chan mit Entsetzen zu erfüllen.

»Nein, nicht mit einem Raumschiff. Mit Hilfe eines Transmitters. Alles andere wäre zu langsam.«

»Was ist ein Transmitter?«

»Soll ich mir fünf Stunden Zeit nehmen, dir das zu erklären, oder wollen wir lieber gleich mit der Arbeit anfangen?«

»Gleich, natürlich«, murmelte Sakhmo-Chan. Etwas schien sein Mißtrauen erregt zu haben.

»Damit entkommst du also aus meiner Gewalt. Du bist frei, und es bleibt dir überlassen, ob du dich für mich einsetzen willst oder nicht. Das ist nicht gerecht!«

Julian tat gleichgültig.

»Wie du willst. Von mir aus vergessen wir die ganze Sache.«

»Nein, nein!« protestierte Sakhmo-Chan. »Das geht nicht. Dann kommt die Invasion, und ich... nun, du weißt, wie man auf Wega über mich denkt!«

Julian nickte, obwohl er keine Ahnung hatte.

»So, wie ich die Sache sehe, kannst du nicht verlieren«, erklärte er. »Wenn ich hierbleibe, geht es dir an den Kragen, sobald die Invasion beginnt. Selbst wenn du mich fortläßt und ich nichts in deiner Sache unternehme, wird dein Schicksal dadurch nicht schlimmer. Unternehme ich jedoch etwas, dann wirst du gerettet. Du gewinnst also nichts, indem du mich hierbehältst. Läßt du mich dagegen gehen, gewinnst du dadurch die Hoffnung, daß du gerettet wirst.«

Sakhmo-Chan dachte darüber nach.

»Gut«, sagte er schließlich. »Du sollst deinen Transmit-ter haben. Was brauchst du dazu?«

Das Hauptstaatsamt verfügte über mehr Energie, als Julian Tifflor für seine Zwecke brauchte. Es wurden Kabel gelegt, die in Sakhmo-Chans unterirdischem Gemach endeten und mehrere tausend Megawatt liefern konnten. Inzwischen hatte Sakhmo-Chan unter seinen Beratern das Gerücht ausstreuen lassen, der Wega-Spion habe sich zur Zusammenarbeit mit ihm bereit erklärt und sei im Begriff, ein Gerät zu bauen, das bei der Abwehr der Invasoren wichtige Dienste leisten würde. Es warf ein bezeichnendes Licht auf die Mentalität der Leute, die sich daran gewöhnt hatten, den Sakhmo-Chan als unfehlbare Autorität in allen Fragen anzuerkennen, daß an dieser Erklärung anscheinend nirgendwo gezweifelt wurde. Sakhmo-Chans Gemach wurde mit zusätzlichen Wachposten umgeben, die dafür zu sorgen hatten, daß Sakhmo-Chan und der Spion in ihren Bemühungen nicht gestört wurden.

Die Bauteile für den Wandler und die entsprechenden Werkzeuge wurden binnen einer halben Stunde angeliefert. Damit begann Julians Problem. Zusammensetzung und Funktion des Wandlers bestimmten, auf welche Bezugsebene er bei Aktivierung des Parachron-Feldes versetzt werden würde. Die Abstände zwischen den einzelnen Universen waren als Unterschiede in der potentiellen Energie einer jeden Bezugsebene zu deuten.

Julian Tifflor hatte nur eine ungefähre Vorstellung davon, wie weit er energetisch von seiner heimatlichen Bezugsebene entfernt war. Er konnte den Energiebetrag nur grob abschätzen, und ebenso genau oder ungenau wie seine Schätzung würde auch das Ergebnis des Transportvorgangs sein. Er war sicher, daß er seinem Universum näherkommen würde. Aber um es genau zu

erreichen, dazu bedurfte es eines höchst unwahrscheinlichen Zufalls, auf den er nicht rechnen durfte. Diese Erkenntnis beunruhigte ihn jedoch nicht sonderlich. Es waren eben mehrere

Parachron-Sprünge erforderlich, um ihn wieder in die Heimat zurückzubringen. Er würde das Experiment, das er heute hier veranstaltete, auf anderen Bezugsebenen wiederholen müssen.

Sakhmo-Chan sorgte dafür, daß er zu essen und zu trinken erhielt. Die Arbeit am Wandler ging rasch vonstatten. Er fügte das Gerät zusammen und beschickte es kurz mit Spannung, um seine Wirkungsweise zu testen. Der Versuch verlief zufriedenstellend.

Danach kam der Projektor. Inzwischen war dünner Stahldraht herangeschafft worden, hauchfein gezogen. Julian beabsichtigte, den Projektor an der Decke neben dem Kronleuchter zu montieren. Das Gerät würde ein glockenförmiges Feld erzeugen. Wenn er sich unmittelbar unter dem Projektor aufstellte, war er sicher, auf allen Seiten von dem Parachron-Feld umschlossen zu sein.

Während er arbeitete und Sakhmo-Chan ihm interessiert zuschaute, erklärte er die Wirkungsweise eines Transmitters. Es war klar, daß es ein solches Gerät hier nicht gab - wenigstens nicht auf der Erde dieses Universums. Er beschrieb den Transmitter so, wie er wirklich funktionierte, obwohl es ein gänzlich anderes Gerät war, an dem er baute. Sakhmo-Chan hörte aufmerksam zu. Julian zweifelte keine Sekunde daran, daß irgendwo in diesem Raum ein Aufnahmegerät lief und jedes seiner Worte aufzeichnete. Wenn er verschwunden war, würde Sakhmo-Chan die Aufzeichnungen seinen wissenschaftlichen Experten übergeben und ihnen auftragen, das Prinzip des Transmitters zu enträtseln. Natürlich würde es ihnen nicht gelingen. Mit Ausnahme der überlichtschnellen Raumfahrt hatte diese Welt offenbar noch keinen Vorstoß in den Bereich der höherdimensionalen Energieformen unternommen.

In Sakhmo-Chans unterirdischem Gemach verlor Julian Tifflor jedes Gefühl für den Zeitablauf. Er arbeitete

mit der Verbissenheit des Mannes, dessen Seligkeit von dem Erfolg des Werkes seiner Hände abhing, und bald war die Parachron-Apparatur komplett. Der wichtigste Bestandteil war ein kleines Schaltbrett mit einem einzigen Schalter. Es lag auf der Kante von Sakhmo-Chans Schreibtisch und war mit dem Wandler durch eine Reihe von Drähten verbunden.

Er machte einen Test, in dem sämtliche Komponenten der Apparatur geprüft wurden, ohne daß es jedoch zur Erstellung eines Parachron-Feldes kam. Der Test verlief zufriedenstellend. Die Apparatur war bereit, ihn in ein anderes Universum zu katapultieren.

In diesem Augenblick erhielt Sakhmo-Chan ein Radiokom-Gespräch. Es mußte ein äußerst wichtiges Gespräch sein; denn er hatte angeordnet, daß er außer durch Entwicklungen von höchster Wichtigkeit nicht gestört werden dürfe. Julian fühlte Mißtrauen in sich aufsteigen. Was konnte es geben, das Sakhmo-Chan für bedeutend genug hielt, um darum den Start seines Unterhändlers zu verschieben.

Julian Tifflor stand innerhalb des imaginären Kreises, über den sich das Parachron-Feld wie eine Glocke herabsenken würde. Zwei Meter von ihm entfernt ruhte der kleine Schaltkasten auf der Kante des Schreibtischs. Er hätte ihn nicht selbst bedienen können, auch wenn er in Reichweite gewesen wäre. Der Schaltvorgang wähnte nur einige Millisekunden. Die Gefahr war zu groß, daß der sich von dem Schaltkasten zurückziehende Arm das Innere des gerade entstehenden Feldes nicht erreichte. Es war unklar, was in diesem Falle geschehen würde. Deformation oder Unwirksamkeit des Parachron-Feldes, aber auch eine Verstümmelung des zu transportierenden Körpers mochten die Folge sein.

Als die Tür sich öffnete und Sakhmo-Chan zurückkehrte, wußte Julian noch im selben Augenblick, was die Stunde geschlagen hatte. Das Gesicht des Diktators war finster. Unauffällig schob Julian die Hand in die Tasche und griff nach dem Mikroblaster, den man ihm mitsamt seinen anderen Besitztümern belassen hatte, wohl weil

man sich über die Gefährlichkeit der zierlichen Waffe nicht im klaren war.

»Ich bin bereit!« erklärte Julian.

Sakhmo-Chan hob abwehrend die Hände.

»Warte noch einen Augenblick!« beschwore er ihn. »Ich habe einige Leute gerufen, die Zeugen deines Abgangs sein sollen.«

Die Lüge war nicht einmal sonderlich geschickt. Bisher hatte er seine Verhandlungen mit dem

vermeintlichen Spion im geheimen betrieben. Wozu brauchte er jetzt auf einmal Zeugen. Julian zog die Waffe hervor. Die Mündung richtete sich auf den Diktator.

»Ich gehe jetzt«, beharrte der Terraner. »Ich brauche deine Zeugen nicht. Du lügst, Sakhmo-Chan! Der Verrat steht dir im Gesicht geschrieben.«

Er drückte auf den Auslöser. Dicht über Sakhmo-Chans weißhaarigen Schädel hinweg fauchte der nadeldünne, gleißende Energiestrahl und brannte ein häßliches Loch in die Wand hinter dem Diktator. Er duckte sich. Entsetzen trat in seinen Blick, und die Farbe seiner Haut verwandelte sich in ein krankes Grau.

»Tritt näher!« befahl Julian. »Ich brauche dich, damit du auf den Knopf drückst.«

Zögernd gehorchte der Diktator.

»Du bist der Verräter!« zischte er gehässig. »Ich weiß jetzt, daß du kein Spion bist. Du kommst nicht von Wega. Vor wenigen Minuten sind einige meiner Agenten aus dem Wega-System zurückgekehrt. Es gibt keine Invasion! Die Wega-Regierung hat sich entschlossen, die Beziehungen auf dem Wege der Verhandlung zu normalisieren.«

»Siehst du«, lächelte Julian, »damit bist du von einer großen Sorge befreit. Wie ich dich kenne, wirst du nicht zögern, dir das Verdienst für die Unterbindung der Invasion selbst zuzuschreiben.«

Sakhmo-Chan stand unmittelbar vor dem Schreibtisch.

»Drück auf den Knopf!« befahl Julian.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Eine Horde

von Uniformierten wollte hereindrängen, zögerte jedoch, als sie die merkwürdige Konstellation im Innern des Raumes erkannte. Sakhmo-Chan schöpfte neuen Mut. Er wandte den Kopf, um den Männern einen Befehl zuzurufen. Julian feuerte. Der nadelfine Schuß traf den Diktator in den rechten Oberarm. Unter dem Aufprall des Schmerzes zuckte der Armmuskel. Ohne daß Sakhmo-Chan die Bewegung hätte kontrollieren können, schmetterte die Hand auf den kleinen Schalter.

Vor Julians Augen verschwammen die verblüfften Gesichter der Männer, die sich unter der Tür drängten. Er sah Sakhmo-Chan wanken und mit der linken Hand nach dem verletzten Arm greifen.

Dann erlosch das Bild. Um Julian herum war nichts, und sein Magen hob sich unter dem widerwärtigen Gefühl des freien Falls.

2.

Er taumelte ein wenig, kämpfte zwei oder drei Sekunden lang um sein Gleichgewicht und hatte dann erst Zeit, seine Umgebung zu betrachten. Verkehrslärm drang ihm in die Ohren. Er stand am Rande einer mäßig belebten Straße. Auf dem Fußweg waren Menschen unterwegs.. Der Strom der Fußgänger teilte sich um das so plötzlich entstandene Hindernis und umfloß es. Keiner der Menschen schenkte Julian Tifflor mehr als einen flüchtigen Blick.

Tifflor war überrascht. Für diese Leute mußte seine Gestalt mitten aus dem Nichts entstanden sein. Warum zeigten sie sich nicht überrascht? Warum starrten sie ihn nicht an? Waren Materialisierungsvorgänge auf dieser Welt etwas Alltägliches?

Er sah sich um in der Hoffnung, hier oder dort einen gleich sich aus der Luft materialisieren zu sehen. Aber nichts Derartiges geschah. Die Menschen dagegen strömten weiter an ihm vorbei und schenkten ihm keinerlei Beachtung. Dabei war er im Vergleich mit ihnen

höchst auffallend gekleidet. Er bevorzugte konservativ getönte Anzüge; aber selbst das zurückhaltende Graublau seiner Montur im Verein mit der weißen, zum Hals hinauf abschließenden Weste mußte in den Augen dieser Menschen so etwas wie eine Farbexplosion darstellen. Sie alle trugen sich, ohne Ausnahme, in schmutzigem Grau. Hinzu kam, daß ihre Kleidung schlottrig wirkte, ein paar Nummern zu groß. Das Haar trugen diese Menschen lang und ungepflegt, und selbst ihre Gesichter machten den Eindruck, als seien sie in Tagen nicht mehr mit Wasser in Berührung gekommen. Es war eine merkwürdige Welt, in der man Mühe hatte, die Männer von den

Frauen zu unterscheiden. Und noch etwas fiel Juli-an auf. Er hörte das Geräusch der Fahrzeuge, die auf der breiten Straße vorbeiglitten, er hörte den Lärm von Maschinen irgendwo zwischen den Gebäuden hervor, er hörte das Schlurfen der Schritte der Fußgänger. Aber nirgendwo hörte er den Laut einer menschlichen Stimme.

Die Stadt selbst kam ihm vage vertraut vor. Die Straße hatte Ähnlichkeit mit einer der südwestlichen Ausfallstraßen von Terrania-City. Unentschlossen mischte er sich in den Strom der Fußgänger, der in Richtung Stadtmitte und nur dorthin zu gehen schien. Leute, die sich in die entgegengesetzte Richtung bewegten, gingen auf der anderen Seite der Straße.

Dem Stand der Sonne nach zu urteilen - wenn die Straße wirklich in südwestlicher Richtung verlief -, mußte es früh am Morgen sein. Bei den graukeleideten Langhaarigen schien es sich um Leute zu handeln, die zur Arbeit gingen. Gab es in dieser Stadt kein Verkehrsnetz? Warum gingen die Menschen alle zu Fuß?

Ein paar Minuten später sah er an einem der Gebäude, die die Straße säumten, ein riesiges Transparent mit der Aufschrift MENSCHEN, DIE ZU FUSS GEHEN, DIENEN IHRER GESUNDHEIT UND DAMIT DEM WOHL DES GANZEN. War das die Erklärung? Er fühlte sich müde und zerschlagen. Er wagte nicht, daran zu denken, wann er zum letztenmal ausgiebig geschlafen hatte. Er

brauchte ein Bett, Aber wie kam er zu einem Bett, ohne Geld zu haben?

Er schlenderte weiter dahin und nahm das Bild der Stadt in sich auf. Manches erinnerte ihn an Terrania-Ci-ty, anderes wiederum war der Stadt, aus der er kam, völlig unähnlich. Der letzte Parachron-Sprung hatte ihn ohne Zweifel seiner Bezugsebene näher gebracht; aber er war doch noch ein ganzes Stück weit von ihr entfernt. Die Gebäude machten teilweise den Eindruck, als seien sie aus einer alten, halb vergessenen Epoche übriggeblieben. Auch die Fahrzeuge wirkten zum größten Teil altmodisch, wenn auch längst nicht so archaisch wie die Gleiter, die er auf Sakhmo-Chans Welt gesehen hatte. Und sie waren genauso ungepflegt und vernachlässigt wie ihre Besitzer.

Transparente und Schilder mit weisen Sprüchen und Hinweisen gab es überall. Sie waren an den Häuserwänden entlang oder quer über die Straßen gespannt, und manche verkündeten Botschaften, die Julian Tifflor nicht verstand. So zum Beispiel MEHR FREIZEIT DURCH MEHR ARBEIT, oder KINDERHORTE SIND FÜR ERWACHSENE. Es gab einige, die die vorherrschende Ideologie dieser Welt zu verdeutlichen schienen, wie etwa eine riesige Tafel mit Leuchtbuchstaben, auf der zu lesen stand: EINVERNEHMEN ERSETZT ENTSCHEIDUNG!

Er wußte zwar nicht genau, was er sich darunter vorzustellen hatte; aber er bekam einen leisen Hinweis, als er sich, des langen Wanderns müde, schließlich an einen Fußgänger wandte, um zu erfahren, wie er am schnellsten ins Regierungsviertel komme.

Der angehaltene Fußgänger musterte ihn mit einem erstaunten Blick, als finde er es unerhört, von einem wildfremden Menschen mitten auf der Straße angesprochen zu werden. An Julians Gesichtsausdruck schien er jedoch zu erkennen, daß der Mann wirklich der Hilfe bedürfe, und ein Ausdruck von Mitleid schlich sich in seine Miene.

Er sah sich um.

»Da will ich dir gleich helfen, Freund«, sagte er, wobei er einigen Vorübergehenden zuwinkte. »Heh, Freunde, kommt her! Ich habe hier einen Hilfsbedürftigen und will ihm im Einvernehmen mit euch beistehen.«

Etwas Verblüffendes geschah. Alle, die die Stimme des Rufenden hörten, unterbrachen ihren Weg und kamen auf Tifflor und seinen Samariter zu. Im Nu sah Julian sich vor einer Gruppe von mindestens zwanzig Leuten umgeben.

»Welche Hilfe braucht er?« fragte jemand.

»Er möchte den kürzesten Weg zum Regierungsviertel wissen«, antwortete der Samariter. »Ich schlage vor, daß wir ihn über den Arkon-Korso und die Andromeda-Al-lee dort hinschicken!«

»Nein, nein«, meldete sich ein zweiter zu Wort, »dort ist zuviel Verkehr; er wird sich dort den Tod holen! Er muß die Acht-B-Straße nehmen und dann ...«

»Er ist ein Fremder!« rief ein dritter. »Und du willst ihn durch die häßlichsten Straßen der Stadt

schicken? Da war ja der erste Vorschlag noch besser. Trotzdem bin ich dafür, daß er den Passa-Boulevard nimmt, dann links über den Plophos-Platz und weiter halblinks durch die Saturn-Straße.«

»Warum das?« erkundigte sich jemand verblüfft. »Das ist bei weitem nicht der kürzeste Weg!«

»Aber dort hängen die meisten Transparente«, verteidigte der dritte sein Angebot. »Wenn er sie liest, wird ihm der Lebensmut zurückkehren.«

»Du mit deinen Transparenten, mein lieber Freund!« wurde er verspottet. »Dieser Mann hier muß rasch ans Ziel kommen, das ist das Wichtigste. Die Erbauung kann er später nachholen. Du arbeitest wohl im Ministerium für Volkserziehung?«

»Als halber Staatssekretär«, antwortete der Gefragte stolz.

»Und du bist wirklich überzeugt, daß eure Plakate eine so starke Wirkung haben, wie?«

»Natürlich bin ich das. Seht euch doch euch selbst an, Freunde! Geht ihr nicht schon seit Wochen zu Fuß zur

Arbeit, wie euch die Transparente empfehlen? Und fühlt ihr euch nicht gesünder als je zuvor?«

Zustimmung und Ablehnung wurden zugleich laut; aber die Zustimmung überwog.

»Aber manche Sprüche kann man doch gar nicht verstehen!« protestierte einer aus der hintersten Linie.

Der halbe Staatssekretär wirbelte herum.

»So, welche denn nicht? Du hast wohl deinen Sahn-Grusinsky nicht gelesen?«

»Was heißt zum Beispiel HARMONIE GEHT ÜBER FORTSCHRITT? Soll das besagen, daß man nicht Harmonie und Fortschritt zugleich haben kann?«

»Du hast wirklich deinen S-und-G nicht gelesen, mein Freund«, spottete der halbe Staatssekretär.

»Ich will dir erklären, was damit gemeint ist. Das Streben des Menschen als eines Teils der Gemeinschaft geht nach Glück, und zwar nach dem der Gemeinschaft ebenso sehr wie nach seinem eigenen Glück. In vergangenen Zeiten war man oft der Ansicht, daß Glück eine Funktion des technischen Fortschritts sei. Sahn-Grusinsky aber lehren ...«

Mehr hörte Julian nicht. Er hatte sich beiseite gedrückt. Die Menschen achteten gar nicht auf ihn, die Diskussion schlug sie gänzlich in ihren Bann.

Mein Gott, dachte Julian Tifflor entsetzt, als er müde weiter den Bürgersteig entlangmarschierte, in was für eine Welt bin ich da geraten?

Nach dieser ersten Erfahrung bezüglich des Vorrangs von Einvernehmen über Entscheidung suchte er eine öffentliche Bildsprechzelle auf und stellte zu seinem Erstaunen fest, daß zur Inbetriebnahme des Geräts Geld erforderlich war. Dort, wo er herkam, war die Benutzung der öffentlichen Kommunikationsanlagen für Gespräche bis zu einer gewissen Distanz kostenlos.

Er fischte eine Geldmarke aus der Tasche, aber sie wollte nicht in den Einwurfschlitz passen. Unter dem Schlitz stand eine kurze Notiz:

T

AMTLICH ANERKANNTE BEDÜRFTIGE BENÜTZEN DIESES GERÄT KOSTENLOS
UNTER ANGABE IHRES BEDÜRFTIGENKODES.

Julian drückte den Schalter. Auf einem kleinen Bildschirm leuchtete eine Schrift auf:

GELD EINWERFEN ODER BEDÜRFTIGENKODE ANGEBEN!

»Ich bin fremd hier«, sagte Julian. »Ich bin bedürftig, aber ich habe keinen Bedürftigkeitskode.«

Die Leuchtschrift erlosch, und der Schalter kehrte wieder in die Ausgangsstellung zurück. Das System hatte dem Bedürftigen ohne Bedürftigenkode die Annahme des Gesprächs verweigert. Ärger stieg in ihm auf, und der Ärger verscheuchte die Müdigkeit. Mit neuer Entschlossenheit wandte er sich dem Stadtinnern zu. Einige der Straßennamen, die er vorhin gehört hatte, klangen ihm vertraut. Es sah so aus, als sei diese Stadt wirklich das Äquivalent von Terrania-City auf der anderen Bezugsebene. Unter diesen Umständen konnte es ihm nicht schwerfallen, sich zurechtzufinden.

Er entdeckte eine Uhr an einer Gebäudefassade und stellte fest, daß es acht Uhr dreiundvierzig war. Der Fußgängerverkehr wurde allmählich dünner, und auch die Zahl der Personenkraftwagen auf den Straßen nahm ab. Dafür traten schwere Lastengleiter immer mehr in Erscheinung. Hier und

da gab es Rolltreppen oder Gleitbahnen, die bis zu den unterirdischen Bahnhöfen der öffentlichen Verkehrsmittel hinabführten; aber in Erinnerung an den Bildsprech, zu dessen Benutzung er Geld gebraucht hätte, zog Julian es vor, die Röhrenbahn vorläufig als nicht vorhanden zu betrachten.

Ein eigenartiger Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Nicht zum erstenmal. Er hatte eine ähnliche Idee schon auf Sakhmo-Chans Welt gehabt: Gab es auf dieser Bezugsebene einen Mann namens Julian Tifflor? Und eine Frau namens Dahya? Es war nicht undenkbar. Und wie würde er sich fühlen, wenn er dem Mann namens Tifflor gegenübertrat oder die Frau namens Dahya in die Arme nahm?

Auf dieser Welt war das Problem noch nicht drängend. Aber er hatte vor, sich in Schritten zu seiner Bezugsebene zurückzutasten und würde dabei Universen berühren, die dem seinen noch viel ähnlicher waren als dieses. Je größer die Ähnlichkeit war, desto größer auch die Wahrscheinlichkeit, daß er auf einen Doppelgänger traf. Und auf eine Doppelgängerin der Frau, die er liebte.

Der Gedanke an Dahya erfüllte ihn mit Wärme. Er beschleunigte die Schritte und sah schließlich Gebäude vor sich aufragen, die nichts anderes sein konnten als Bauten, in denen die Regierenden dieser Welt ihren Pflichten nachgingen.

Nach längerer Suche fand er einen Gebäudeannex, der über dem Haupteingang die Aufschrift MINISTERIAL-AMT FÜR SOZIALES trug. Diese Schrift alleine hätte ihm nicht viel besagt. Aber über der Schrift hing ein Spruchband mit den Worten HILFE FÜR DIE BEDÜRFTIGEN IST JEDERMANNS AUFGABE - AUCH DEINE! Da wußte er, daß er an die richtige Stelle gekommen war.

Die große Halle war voller Menschen. In einer Ecke hatte sich eine Diskussionsgruppe gebildet, aber sonst standen die Leute einfach herum und starrten wortlos ins Leere. Es war nicht klar, ob die Menge sich hier befand, um zu helfen oder Hilfe zu empfangen. Sie war nicht schäbiger und nicht eleganter gekleidet als die Leute, die er draußen auf dem Weg zur Arbeit gesehen hatte.

Er machte einen Informationsrobot ausfindig. Es war ein altmodisches Fabrikat, jedoch schien es erst vor kurzem hier installiert worden zu sein.

»Ich suche Hilfe«, sagte Julian.

»Sind Sie bedürftig?«

Es war das erstmal in langer Zeit, daß man ihm gegenüber die formelle Anrede gebrauchte.

»Ja, ich bin bedürftig«, gestand er.

»Welches ist Ihr Bedürftigenkode?«

»Ich habe keinen.« Julian überlegte blitzschnell und

fügte erklärend hinzu: »Ich bin erst vor kurzem bedürftig geworden und bitte um Aufnahme in die Reihe der amtlich anerkannten Bedürftigen.«

»Ihr Name?«

»Julian Tifflor.«

Die beiden Worte waren kaum heraus, da bedauerte er es, sie ausgesprochen zu haben. Wie, wenn es auf dieser Welt doch einen Doppelgänger gab, der ebenso wie er ein hohes Staatsamt innehatte?

»Melden Sie sich am Montag wieder«, empfahl ihm der Robot. »Die Buchstaben R bis T sind erst am Montag dran.«

»Welchen Tag haben wir heute?«

»Dienstag.«

»Solange kann ich nicht warten!« protestierte Julian. »Ich bin völlig mittellos, habe keine Unterkunft, und zudem muß ich ...«

Aber der Robot hatte inzwischen abgeschaltet. Julian bedachte das seelenlose Gerät mit einem wütenden Blick. Dann wandte er sich ab und richtete seine Schritte zum Mittelpunkt der Halle hin, wo die Menschen am dichtesten standen. Plötzlich blieb er stehen, warf die Arme in die Höhe, stieß einen gurgelnden Schrei aus, rollte mit den Augen und stürzte scheinbar bewußtlos zu Boden.

Jetzt mußte sich zeigen, wie unmenschlich diese Welt wirklich war!

Er hatte die Augen geschlossen und hörte, wie die Erregung rings um ihn wuchs. Rufe wurden

laut. Diese Menschen waren hilfsbereit, das konnte ihnen niemand nehmen. Aber ihre unglückselige Mentalität hinderte sie daran, die Bereitschaft mit der notwendigen Eile in die Tat umzusetzen.

»Jemand ist bewußtlos geworden!« hörte er jemand schreien. »Man muß einen Arzt holen.«

»Nein, Sanitäter sind besser«, antwortete eine andere Stimme.

»Einvernehmen, Freunde, Einvernehmen ist das erste Gebot! Laßt uns nichts voreilig tun!«

Wahrscheinlich wäre es zu einer Szene ähnlich der gekommen, die Julian erlebt hatte, als er nach dem kürzesten Weg zum Regierungsviertel fragte. Aber irgend jemand schien noch eine Spur des Sinns für Wirklichkeit bewahrt zu haben. Das Stimmengewirr verstummte plötzlich. Julian hörte das Summen eines Geräts. Sekunden später wurde er aufgehoben und auf eine weiche Unterlage gebettet.

Er hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken. Sein erster Wunsch war schon erfüllt: Er hatte ein Bett. Er spürte, wie die Unterlage in Bewegung gesetzt wurde. Das Gemurmel blieb hinter ihm zurück. Er kam in einen Teil des Gebäudes, der nach Desinfektionsmitteln roch. Er wagte es nicht, die Augen zu öffnen, aus Furcht, seine Vorstellung könne offenbar werden. Er konnte nicht hören, ob er sich auf einer Robottrage befand oder ob Menschen ihn begleiteten. Das Gefährt, auf dem er ruhte, fuhr mehrmals um Ecken oder scharfe Kurven. Er kam schließlich in einen Raum, in dem das Gemurmel menschlicher Stimmen wieder zu hören war. Die Unterlage kam zur Ruhe. Greifarme schoben sich ihm unter den Rücken und luden ihn auf eine Liege, die womöglich noch weicher, noch komfortabler war. Ein Mensch war in der Nähe. Jemand befestigte ihm die Elektroden von Mißinstrumenten auf dem Unterarm, an der Schläfe und auf der Brust. Julian hielt still. Nach einer Weile sagte eine männliche Stimme:

»Nichts Besonderes, nur Erschöpfung. Der Mann muß ruhen.«

Julian atmete auf. Mit der Erleichterung kam auch die Müdigkeit. In wenigen Minuten war er eingeschlafen.

Ein Gesicht beugte sich über ihn. Es war das Gesicht eines Mannes mit langen, grauen Haaren und einem Bart. Der Mann trug einen hellblauen Kittel. Auf der Brusttasche ringelte sich Äskulaps Schlange um einen Stab.

»Ausgeschlafen?« fragte der Grauhaarige lächelnd.

Julian nickte.

»Ich bin Doktor Sabonne, mein Freund«, sagte der Mann im blauen Kittel. »Und du siehst mir nicht so aus, als kämst du hier aus der Gegend.«

»Julian Tifflor«, stellte Julian sich vor. »Nein, ich bin nicht von hier.«

Sabonne hob die Brauen.

»Ist das dein wirklicher Name, Freund, oder hast du dir ihn nur zugelegt, sozusagen um des Andenkens willen?«

Julian horchte auf.

»Des Andenkens willen?« wiederholte er.

»Ja! Zum Andenken an den großen Ideologen Julian Tifflor, der leider vor einigen Jahren das Zeitliche segnete.«

Julian konnte nicht anders: die Spannung, die sich im Laufe der Tage in ihm aufgestaut hatte, löste sich in befreidendem Lachen. Dr. Sabonne musterte ihn bestürzt.

»Verzeih, mein Freund«, brachte Julian mit Mühe hervor und bediente sich dabei der hier gebräuchlichen Redeweise, »aber es kam einfach so über mich. Ich heiße wirklich Julian Tifflor. Den Idiologen kenne ich nicht, aber ich bin froh, daß ich nicht in seiner Haut stecke. Denn ich kann Hilfe noch gut gebrauchen, während für ihn jede Hilfe zu spät kommt.«

»Wie meinst du das?« erkundigte sich Sabonne interessiert.

»Ich bin fremd in dieser Welt. Ich habe kein Geld, keine Unterkunft, nichts zu essen, und ich muß schleunigst auf meine Welt zurückkehren.«

»Welche Welt ist das?«

»Die Erde.«

»Du befindest dich hier auf der Erde«, konstatierte Sabonne mit einem Gesichtsausdruck, dessen

Besorgnis darauf hinwies, daß er begann, die geistige Gesundheit seines Patienten in Zweifel zu ziehen.

»Ich meine eine andere Erde«, erklärte Julian. »Schon mal was vom Parachron-Prozeß gehört?« Sabonne dachte nach.

»Nein«, bekannte er.

»Aber die Hypthese von der Parallelität der Universen ist dir bekannt?«

»Ich habe davon gehört. Willst du vielleicht andeuten, daß du ...«

Sein Gesicht war ein großes Fragezeichen.

»Ich komme von einer anderen Bezugsebene«, versicherte Julian. »Und ich will wieder auf die meine zurück. Dazu brauche ich Hilfe, technische Hilfe. Wo finde ich die?«

Sabonne wischte sich über die Stirn.

»Ich verstehe das alles nicht«, murmelte er. Er sah sich um. »Ich glaube, wir müssen ...«

»Du kannst mich auf meinen Geisteszustand untersuchen lassen, Freund«, unterbrach ihn Julian, »und wirst alles in Ordnung finden. Ich bin nicht verrückt, obwohl ich mich selbst schon manchesmal gefragt habe, ob ich es nicht doch sei.«

»Du sprichst völlig im Ernst?«

»Völlig«, nickte Julian.

»Du stammst aus einem Paralleluniversum? Von einer Parallelerde? Wie bist du hierhergekommen? Welcher Mechanismus...«

Julian hob die Hand. Sabonne unterbrach sich mitten im Satz.

»Darüber will ich dir gerne berichten, Freund«, sagte Julian. »Aber nicht hier auf dem Krankenbett. Und auch nicht vor einem Gremium von Wissenschaftlern, das du womöglich um der Sensation willen herbeizurufen gedenkst. Ich appelliere an dein Gewissen als Arzt. Ich bin ein Mensch, der Hilfe bedarf. Willst du mir diese Hilfe leisten?«

Sabonne nickte stumm, dann forderte er Julian auf:

»Komm mit mir! Zieh dich an! Deine Kleider hängen dort in dem Wandschrank.«

Das Zimmer, in dem die beiden Männer sich befanden, war klein und enthielt nur das eine Bett, auf dem Julian geruht hatte. Man mußte ihn, während er schlief, hier hereingebracht haben.

Er kleidete sich an. Sabonne führte ihn auf einen unbelebten Gang hinaus und fünf Türen weiter in ein spartanisch eingerichtetes Büro.

»Hier residiere ich«, sagte er nicht ohne Spott. »Setz dich und erzähl mir, wie es dir ergangen ist.«

Julian tat ihm den Gefallen. Er fand in Sabonne einen Zuhörer, der vielleicht nicht das wissenschaftliche Wissen besaß, um seinem Bericht Zug um Zug zu folgen, aber dafür eine rege Vorstellungskraft, die diesen Mangel wettmachte.

»Und jetzt«, erkundigte er sich zum Schluß, »suchst du nach einer Möglichkeit, eine Parachron-Apparatur zu bauen und mit ihrer Hilfe auf deine Bezugsebene zurückzukehren?«

»Wenn auch nicht direkt auf meine«, antwortete Julian, »so doch auf eine, die ihr näher liegt als diese hier.«

»Und dazu brauchst du elektronisches Gerät, eine Menge dünnen Drahtes und ein paar Megawattstunden Energie?«

»Das ist richtig.« >

Sabonnes Gesicht bekam einen mitleidvollen Ausdruck.

»Da wünsche ich dir Glück«, sagte er, »obwohl ich weiß, daß ich nur einen frommen Wunsch tun kann, auf dessen Erfüllung keinerlei Hoffnung besteht.« Er sah Julian mitleidig an. »Du machst dich besser darauf gefaßt, den Rest deines Lebens hier zu verbringen.«

»Warum?« fragte Julian.

»Wegen des Systems«, antwortete Sabonne. »Ist dir noch nicht aufgefallen, wie es hier zugeht?«

»Die Leute reden viel und kommen vor lauter Reden nicht dazu, etwas zu tun«, faßte Julian seine Eindrücke zusammen.

»Damit hast du den Finger genau auf der Wunde!« ereiferte sich Sabonne. »Um die Dinge zu bekommen, die du brauchst, wirst du dich an verschiedene Ämter wenden müssen. Auf den Ämtern

wird man deinen Wunsch

gerne entgegennehmen und auf die Tagesordnung setzen, die in Wirklichkeit eine Jahrzehnteordnung heißen sollte. In den Ämtern wird man versuchen, Einvernehmen darüber zu schaffen, ob ein Antrag positiv oder negativ beurteilt werden soll. Hast du eine Vorstellung, wieviel Zeit verstreicht, bis ein solches Einvernehmen hergestellt ist?«

Julian Tifflor zuckte mit den Schultern.

»Ich glaube, ich kann mir ein Bild davon machen.«

»Einvernehmen ersetzt Entscheidung«, murmelte Sabonne, den Spruch wiederholend, den Julian draußen auf der Straße des öfteren gelesen hatte. »Vor Jahrhunderten hieß es: Solidarität geht über Autorität. Daran krankt dieses System. Alles ist Gemeineigentum, auch die Probleme der Menschen. Wir Mediziner sind die einzigen, denen man zugesteht, daß sie die Notwendigkeit über das Einvernehmen stellen dürfen. Nur auf dem Gebiet der angewandten Medizin gibt es diese alte Einrichtung noch, die Entscheidung aufgrund der Autorität des leitenden Arztes. Aber man sieht uns Ärzte deswegen scheel an. Unser Beruf ist mit einem Fluch behaftet, der ihn dazu verdammt, für alle Zeiten an dem Schema der Autorität zu haften. So denken die Menschen dieser Welt.«

Er hatte voller Erbitterung gesprochen. Er holte tief Luft und fuhr dann fort:

»Ich kenne deine Welt nicht, aber die Naivität, die aus dir spricht, läßt vermuten, daß es eine glücklichere ist als die unsere. Hier erwacht der gemeinschaftseigene Mensch in seiner gemeinschaftseigenen Wohnung, steht auf, wäscht sich, isst, fährt mit gemeinschaftseigenen Verkehrsmitteln oder geht über gemeinschaftseigene Straßen zu seinem gemeinschaftseigenen Arbeitsplatz und verrichtet dort seine gemeinschaftseigene Arbeit, wobei er nicht vergißt, stundenlang gemeinnützige Diskussionen zu führen.

Und überall dieser Gemeinschaftseigenheit vergißt er ganz, daß Gott ihm doch eigentlich die Kraft und die Pflicht gegeben hat, nach dem eigenen, individuellen

Glück zu streben. Daß das Glück der Gemeinschaft sich aus dem Glück vieler Individuen zusammensetzt und daß es noch nie in der Geschichte eine glückliche Gemeinschaft gegeben hat, in der nicht zuerst die Mehrzahl der individuellen Mitglieder glücklich gewesen wäre.

Du hast die Menschen auf den Straßen gesehen. Machen sie einen glücklichen Eindruck auf dich? Nein. Selbst in deiner Notlage siehst du, ein Mensch von einer fremden Welt, noch hundertmal zufriedener aus als die Puppen, die dieses System an Fäden zieht.

Du willst diese Welt verlassen, und du tust recht daran. Aber ich sage dir: dein Wunsch wird schwer, wenn nicht gar unmöglich zu erfüllen sein. Es bedarf einer Revolution, um das Tempo, mit dem die Räder dieses Systems sich drehen, zu beschleunigen.«

Als er eine Zeitlang geschwiegen hatte, sagte Julian Tifflor:

»Nun, dann machen wir eben eine Revolution!«

Dr. Sabonne interessierte sich derart für Julian Tifflors Schicksal, daß er ihm eine Unterkunft in seinem Hospital anbot. Diese Unterkunft bestand nicht nur aus einem Bett, sondern auch aus drei Mahlzeiten pro Tag, so daß Julian damit wenigstens der Sorgen um die rein physische Existenz vorläufig enthoben war. Das Hospital war eine Zweigeinrichtung des »Ministerialamtes für Soziales«, und dank der Sonderstellung der Mediziner genoß Sabonne hier ein gewisses Maß an Autorität, das ihm erlaubte, einen Bedürftigen aufzunehmen, auch ohne daß dieser amtlich anerkannt war.

Außer Unterkunft und Verpflegung hatte Sabonne jedoch noch mehr zu bieten. So riet er Julian, sich mit seinem Anliegen an das Ministerium für Wissenschaft zu wenden, wo er vorgeben konnte, ein neues Prinzip entdeckt zu haben, für dessen Demonstrierung er Bauteile und Energie benötigte.

Am nächsten Tag machte Julian Tifflor sich dorthin auf. Das Ministerium für Wissenschaft residierte in ei-

nem noch pompöseren Bau als das Ministerialamt für Soziales; aber die große Empfangshalle im Erdgeschoß war fast völlig leer. Julian wendete sich zunächst an einen Auskunftsrobot. Er habe ein neues, revolutionäres wissenschaftliches Prinzip entdeckt, behauptete er, und wolle mit einem für solche Dinge zuständigen Beamten darüber sprechen. Der Robot verwies ihn an das Referat für

Sonderprojekte und beschrieb ihm den Weg.

Julian belangte zunächst in eine Art Vorzimmer, in dem vier Menschen in eine heftige Diskussion verstrickt waren. Julian, an die Gebräuche dieser Welt mittlerweile gewöhnt, wartete geduldig, bis das Streitgespräch sich von selbst totlief, ohne ein erkennbares Ergebnis zu erzielen. Das männliche Mitglied der Diskussionsgruppe wandte sich an den Geduldigen mit der Frage:

»Was können wir für dich tun, Freund?«

»Ich möchte dem Referenten über ein neues wissenschaftliches Prinzip berichten, das ich entdeckt habe«, antwortete Julian.

»Ist es ein wichtiges Prinzip?« lautete die nächste Frage.

»Ein weltumstürzendes Prinzip«, behauptete Julian, der sich nicht sicher war, ob es überhaupt erlaubt sei, wissenschaftliche Prinzipien in wichtige und unwichtige zu unterteilen.

»Vielleicht erzählst du uns ein wenig darüber, Freund«, wurde er aufgefordert, »damit wir hier uns ein Bild über die Dringlichkeit deines Antrags machen können.«

Julian entsprach diesem Wunsch. Er rekapitulierte kurz die Hypothese der parallelen Universen, stellte dabei fest, daß er hoch über die Köpfe seiner Zuhörer hinwegredete, und beschrieb schließlich sein Prinzip als ein solches, das Reisen von einem Universum zum anderen ermögliche. Als er geendet hatte, sahen die vier Vorzimmerbeamten einander fragend an. Sie nickten wie auf Kommando, und der vorige Sprecher erklärte Julian:

»Wir haben Einvernehmen darüber erzielt, daß dein

Prinzip ein wichtiges Prinzip ist, Freund. Du darfst also mit dem Referenten sprechen.«

Er wies auf eine zweite Tür. Julian gelangte in einen größeren Raum, der mit stil- und farblosen Möbelstück-ken vollgestellt war. Hinter einem kleinen Schreibtisch hockte ein Mann mit langem, ungepflegtem Haar und musterte den Eintretenden mißmutig.

»Ich habe deine Rede gehört, Freund«, sagte er, bevor Julian noch zu Wort kommen konnte. »Die Tür dort ist dünn genug. Du hast ein wichtiges Prinzip entdeckt, und ich bitte dich, es mir vorzuführen.«

Julian Tif f lors Herz tat einen begeisterten Sprung.

»Dazu bin ich gerne bereit, Freund«, antwortete er. »Allerdings brauche ich dazu allerlei Gerät, das mir nicht zur Verfügung steht. Vielleicht kannst du mir aushelfen.«

»Wenn sich deine Forderungen in Maßen halten, werde ich dir helfen können«, versprach der Referent. »Was brauchst du?«

Julian zählte auf, was er brauchte. Als er zu den zweihundert Megawattstunden kam, verschloß sich das Gesicht seines Zuhörers.

»Das, Freund, geht weit über meine Befugnisse hinaus«, erklärte er dem Bittsteller. »Das ist der monatliche Energieverbrauch einer Kleinstadt. Über soviel kann ich nicht verfügen.«

Julian schwieg.

»Ich werde deinen Vorschlag jedoch dem Gremium der Referenten vortragen«, erbot sich der Mann hinter dem Schreibtisch. »Das Gremium tritt heute nachmittag zusammen. Komme danach wieder zu mir, und ich werde dich wissen lassen, ob Einvernehmen über deinen Antrag erzielt worden ist.«

Julian Tif f lor war entlassen.

Dr. Sabonne hatte ihm ein wenig Kleingeld gegeben. Er suchte die nächste öffentliche Bildsprechzelle auf und ließ sich mit der Auskunftei verbinden. Von der Auskunftei verlangte er eine Aufstellung aller Radiokom-

Teilnehmer mit dem Namen Petrasch. Die Liste lief vor ihm über den Bildschirm, aber der gesuchte Anschluß war nicht dabei. Julian wiederholte den Versuch, indem er nach »Petrasch« fragte, und dann weiter, wobei er einen nach dem ändern die Buchstaben des Namens abwandelte, bis ihm schließlich angezeigt wurde, daß eine Teilnehmerin namens »Petras Dahya« unter dem Rufcode 322-145-C73 zu erreichen sei.

Er opferte ein weiteres Geldstück, um den genannten Anschluß zu erreichen. Es meldete sich jedoch niemand. Auf dieser Welt gehörte Dahya anscheinend zu dem Personenkreis, der einer

regelmäßigen Arbeit nachging. Julian notierte sich die Straßenadresse, die die Auskunftei angegeben hatte. Als er das Gerät ausschaltete, erhielt er sein Geldstück, obwohl die gewünschte Verbindung nicht zustande gekommen war, nicht zurück.

Er verbrachte den Vormittag damit, durch die Stadt zu streifen, und kehrte gegen Mittag in das Ministerialamt für Soziales zurück, um sich in der Kantine eine Mahlzeit verabreichen zu lassen. Er sprach mit Sabonne über die Erlebnisse des Vormittags.

»Das Gremium der Referenten wird sich nicht in deinem Sinne entscheiden«, meinte der Arzt skeptisch. »Zweihundert Megawattstunden sind ein ungeheuerlicher Energiebetrag, wenigstens für diese Welt. Man wird andere Beweise für die Richtigkeit deiner Theorie verlangen, bevor man überhaupt daran geht, sich über die Abgabe einer solchen Energiemenge den Kopf zu zerbrechen.«

»Dann bleibt uns nur noch der Weg über die Revolution«, grinste Julian.

Sabonne musterte ihn bestürzt.

»Ich glaube gar, es ist dir damit ernst, wie?«

»Von dieser Welt aus wird Raumfahrt betrieben, nicht wahr?« erkundigte er sich, um die Rede auf ein anderes Thema zu lenken.

»Natürlich. Es gibt in der Nähe dieser Stadt einen großen Raumhafen. Jede Woche startet wenigstens ein Raumschiff zu fernen Welten.«

»Gegen die Energiemengen, die dabei verbraucht werden«, erklärte Julian, »sind zweihundert Megawattstunden ein Nichts!«

»Ja, natürlich«, antwortete Sabonne, »aber die Raumfahrt ist eben ein förderungswürdiges Projekt. Da wird nicht gespart - ganz egal, wie knapp die Energie in anderen Bereichen des Lebens ist. Dein Projekt dagegen ...« Er wiegte den Kopf hin und her und wurde nachdenklich. »Es würde mich nicht wundern«, sagte er schließlich, »wenn das Gremium der Referenten dich zuerst einmal aufforderte, deine Befähigung zum Entdecken neuer wissenschaftlicher Prinzipien nachzuweisen.«

Innerhalb weniger Stunden erwies sich, daß Dr. Sabonne seine Welt richtig beurteilt hatte. Gegen siebzehn Uhr sprach Julian erneut im Ministerium für Wissenschaft vor. Die offizielle Arbeitszeit war zwar längst beendet, aber die Diskussion des Gremiums hatte bis vor wenigen Minuten angedauert, so daß Julians Referent sich noch im Gebäude befand. Julian stieß zu ihm vor, ohne im Vorzimmer Einvernehmen über die Notwendigkeit seiner Vorsprache erzielen zu müssen. Der Referent musterte ihn scharf und fragte :

»Du bist ausgebildeter Wissenschaftler? Also ein Mann, der zur Entdeckung neuer wissenschaftlicher Prinzipien befähigt ist?«

»Jawohl«, antwortete Julian wahrheitsgemäß.

»Dann darf ich dir erklären, daß im Gremium der Referenten Einvernehmen über deinen Antrag zustande gekommen ist. Deinem Antrag wird stattgegeben unter der Bedingung, daß zuvor von deiner Seite gewisse Voraussetzungen erfüllt werden.«

»Welche Bedingungen sind das?« erkundigte sich Julian.

»Erstens: du lieferst durch entsprechende Unterlagen den Beweis deiner wissenschaftlichen Befähigung. Zweitens: du übermittelst dem Gremium der Referenten die vollständige Dokumentation der Versuchsserien, die zu deiner Entdeckung geführt haben, zur Einsichtnahme. Drittens: du läßt auf eigene Kosten ein Gutachten unparteiischer Wissenschaftler erstellen, die den wissenschaftlichen Wert deiner Entdeckung beurteilen, und leitest dieses Gutachten ebenfalls dem Gremium zu. Viertens: du besorgst wiederum auf eigene Kosten ein Gutachten mehrerer unparteiischer Soziologen, die über Wert oder Unwert deiner Entdeckung für die Gesellschaft urteilen, und übermittelst auch dieses Gutachten dem Gremium der Referenten.«

Er machte eine Pause und sah Julian bedeutungsvoll an.

»Nach Erfüllen sämtlicher Bedingungen - und falls die beiden Gutachten unter Punkt drei und vier positiv ausfallen - wird das Gremium der Referenten über deinen Antrag erneut diskutieren und ... was hast du? Ich will doch nicht hoffen, daß du ...«

Julian Tifflor hatte verächtlich abgewinkt.

»Vergiß die ganze Angelegenheit«, riet er dem Referenten, wandte sich um und ging hinaus.

Das Gefühl der Niedergeschlagenheit war so intensiv, daß es ihm einen unangenehmen Geschmack auf der Zunge verursachte. Er hatte dieser Welt eine neue Erkenntnis angeboten, eine umwälzende Erkenntnis. Und wie hatte sie darauf reagiert? Mit einem Wust kleinlicher Forderungen, die selbst für einen Bürger dieser Welt schwer zu erfüllen gewesen wären, für einen Fremden jedoch ein unüberwindliches Hindernis darstellten. Diese Gesellschaft hatte sich mit einem Gehege von Vorschriften und Regeln umgeben, das sie nicht zu durchbrechen vermochte, selbst um des sensationellsten Fortschritts willen nicht. Er kam sich vor wie Kolumbus, dem soeben jemand

die Bedingung gestellt hatte zu beweisen, daß die Erde wirklich rund sei, bevor er seine Fahrt antrete.

Was seinen Mißmut verstärkte, war die Einsicht, daß er selbst nicht mit reinem Gewissen dastand. Es war ihm nicht darum gegangen, diesem Universum eine neue Erkenntnis zu vermitteln. Er wollte auf seine Bezugsebenen zurückkehren, das war sein einziges Motiv. Es war ihm gleichgültig, ob die Menschen dieser Welt nach seinem Verschwinden aus den Apparaten, die er zurückließ, das Prinzip heraustüfteln konnten, das er ihnen versprochen hatte.

Die Dämmerung senkte sich über die große Stadt. Die Straßen leerten sich zusehends. Die Menschen waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt und hatten nicht die Absicht, sie bis zum nächsten Morgen wieder zu verlassen. Er hatte sich über die Anlage der Stadt informiert -eine Anlage, die mit Terrania-City verblüffende Ähnlichkeit und auf der anderen Seite deutliche Abweichungen zeigte - und bewegte sich zielstrebig auf die Gegend zu, in der die Grusinsky-Straße lag, eine Straße übrigens, die es in der Stadt, die er kannte, nicht gab. Im Gebäude Nummer 2366 der Grusinsky-Straße befand sich die Wohnung, deren Radiokom-Anschluß nach Aussage der Bildsprech-Auskunftei einer Frau namens Dahya Petrasch gehörte.

Er wußte nicht genau, was er dort wollte. Er hatte erfahren, daß es auf dieser Welt einen Mann namens Juli-an Tifflor gegeben hatte, der vor wenigen Jahren gestorben war. Dieser Mann hatte wenig Ähnlichkeit mit ihm besessen. Die Bilder, die Dr. Sabonne noch aufzutreiben konnte, zeigten ihn als ein zerbrechliches Geschöpf, dem die Lebensmüdigkeit in den Augen geschrieben stand. Er war auf dieser Welt eine Berühmtheit - nicht als einer der Mitbegründer der Solaren Flotte, sondern als Philosoph, der die Ideen, nach denen diese Welt lebte, hatte mitschaffen helfen. Julian Tifflor, der Terraner, fühlte sich ihm darum nicht sonderlich verwandt.

Damit schien die Ähnlichkeit der beiden Bezugsebenen zu enden. Es gab keinen Mann namens Perry Rho-

dan auf dieser Welt. Diese Welt war nicht das Zentrum des Solaren Imperiums, sondern einer von vielen besiedelten Planeten im »Rat der Völker«. Die Regierung wurde nicht von einem Großadministrator mit seinem Kabinett ausgeübt, sondern vom »Gremium der Regierenden«, das aus über zweitausend Mitgliedern bestand. Den einzigen Namen, den Julian im Gespräch mit Sabonne hatte wiederfinden können, war der eines obskuren Revolutionärs namens Reginald Bell, nicht Bull, der vor etwa zweihundert Jahren versucht hatte, das System zu verändern, und dabei ein unrühmliches Ende gefunden hatte.

Aber eine Frau namens Dahya Petrasch gab es, auch wenn sie ihren Namen anders buchstabierte als auf der Welt, von der Julian kam. Es war einfache Neugierde, die ihn dazu bewegte, sie aufzusuchen. Oder vielleicht die Sehnsucht eines an Heimweh Leidenden, in einem fremden Universum wenigstens ein Zeichen zu finden, das ihn an die Heimat erinnerte.

Bestürzt starzte er in den großen Raum, der sich vor ihm äfftat. Zunächst nahm er nur grelles Licht und ein unentwirrbares Gewimmel von Menschen wahr. Erst nach einiger Zeit begann das Bild, sich in Einzelszenen aufzulösen.

Der Raum war wenigstens einhundert Quadratmeter groß. An der rechten Seitenwand standen zwei Herde und mehrere niedrige Schränke. Eine Gruppe von Männern und Frauen war dort damit beschäftigt, das Abendessen herzurichten. Es roch nach Kohl und einigen undefinierbaren Ingredienzien. An der linken Seitenwand standen Betten, bis zu vier Stockwerken übereinander. In

der Mitte des Raumes standen Stühle, Ses-

sei und Tische zu einem wirren Durcheinander angeordnet. Eine Schar halbnackter Kinder spielte zwischen den Stuhl- und Tischbeinen. Im Hintergrund, mehr zur Seite der Betten hin, gab es vier Toilettenschüsseln, auf deren einer ein nackter Mensch soeben seine Notdurft verrichtete. Daneben war eine Reihe von Waschbecken an die Wand montiert.

»Was willst du, Freund?« fragte das Mädchen, das Juli-an die Tür geöffnet hatte.

Er antwortete nicht. Fassungslos starre er in das Menschengewimmel, das den Raum bevölkerte. Frauen, Männer und Kinder, allesamt unordentlich, mäßig oder überhaupt nicht bekleidet. Stimmengewirr erfüllte den großen Raum.

Schließlich fiel sein Blick auf den Radiokom-An-schluß, der seitwärts der Tür angebracht war. Er erinnerte sich, warum er dieses Haus aufgesucht hatte, und musterte die Menschen, die den Riesenraum bevölkerten, von neuem.

»Was ist das?« fragte er das Mädchen. »Ich meine ... wer wohnt hier?«

»Das«, verkündete das Mädchen voller Stolz, »ist die Wohngemeinschaft *grüne Freundschaft*. Wir sind insgesamt neunundsiebzig Menschen und leben hier nach den Vorschriften des Gemeinsinns.«

»Welche ist Dahya Petras?« wollte Julian wissen.

»Dahya?« wiederholte das Mädchen und sah sich um. »Dort drüber ist sie, siehst du? Die Frau am linken Herd?«

»Das ist Dahya?« fragte er ungläubig.

»Ja, natürlich. Wieso? Ich dachte, du kanntest sie?«

»Ja, klar, selbstverständlich ...«, murmelte er.

Dahya Petras hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der Frau, die er von der Erde kannte. Sie war eine plumpen Matrone, die sich ihrer Oberbekleidung entledigt hatte, um unter der Hitze des Herdes nicht zu leiden. Ihr Körper war von ungesunder Nahrung aufgedunsen, und sie verrichtete ihre Arbeit am Herd mit mürrischem Gesicht.

»Also, was willst du von ihr?« fragte das Mädchen. Julian schüttelte den Kopf.

»Nichts«, sagte er niedergeschlagen und wandte sich ab.

Im Laufe der Nacht, während der er zumeist wach lag, restaurierten sich seine Lebensgeister. Die Niedergeschlagenheit verwandelte sich in Zorn, die Resignation in Tatkraft.

Dr. Sabonne hatte recht. Diese Welt würde ihm nicht gewähren, was ihm zustand, ohne daß sie aufgerüttelt wurde. Es mußte keine Revolution sein. Ein kleiner Aufruhr würde genügen. In den schlaflosen Stunden der Nacht legte er seinen Plan zurecht. Er glaubte, die Mentalität dieser Menschen zu kennen. Es würde nur geringer Anstrengung bedürfen, um sie aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Das Frühstück nahm er gemeinsam mit Dr. Sabonne ein. Es war früh am Tag. Die Sonne -war noch nicht aufgegangen. Sabonne erkundigte sich, was er am gestrigen Nachmittag erreicht habe.

»Gar nichts«, antwortete Julian. »Es kam genau so, wie du es vorhersagtest. Man will sich meinen Antrag noch einmal durch den Kopf gehen lassen, vorausgesetzt...«

Er schilderte die Bedingungen, die man ihm aufgegeben hatte.

»Das kannst du nicht tun«, stellte Sabonne fest. »Du kannst nicht einmal nachweisen, daß du zu wissenschaftlichen Erkenntnissen befähigt bist. Was hast du als nächstes vor?«

»Ich weiß es noch nicht«, log Tifflor.

Nach dem Frühstück machte er sich auf den Weg. Die ersten Fußgänger kamen aus den Häusern und strebten ihrem Arbeitsplatz zu. Die Straßen begannen, sich zu füllen. Julian Tifflor maclite dieselbe Beobachtung wie zwei Tage zuvor: Auf der einen Seite der Straße gingen die, die sich stadteinwärts bewegten, auf der anderen Seite die, deren Ziel stadtauswärts lag. Es gab niemand, der diese Regel verletzte.

Eine Unterführung bot Julian die Möglichkeit, die andere Seite der Straße zu erreichen. Er befand sich damit in der Mitte des Fußgängerstroms, der nach den Außenbezirken der Stadt strebte. Er erinnerte sich an sein vorgestriges Abenteuer: Er war aus dem Nichts materialisiert und hatte inmitten der Fußgänger ein Hindernis gebildet. Aber niemand hatte auf ihn geachtet. Würde es

heute anders sein? Allerdings war er vorgestern nicht gegen den Strom geschwommen. Er hatte eine Zeitlang ganz einfach dagestanden und dann dieselbe Richtung eingeschlagen wie die übrigen Verkehrsteilnehmer auf seiner Seite der Straße.

Er stand am oberen Ende des Gleitbandes, das aus der Unterführung heraufkam und versuchte, seinen Kurs festzulegen. Die Fußgänger waren so dicht, daß sie nahezu eine solide Masse bildeten, die undurchdringbar zu sein schien. Er bewegte sich seitwärts bis in die Mitte des Stromes. Das Resultat war dasselbe wie vorgestern: die Fußgänger wichen ihm aus, ohne ihn zu beachten.

Er setzte sich in Bewegung. Mit langsamem, aber stetigem Schritt kämpfte er gegen den kompakten Menschenstrom an. Niemand kam ihm zu nahe. Man erkannte das Hindernis rechtzeitig und umging es. Die Lage schien sich nicht viel anders anzulassen als vorgestern.

Er beschleunigte seine Schritte, und da begann er allmählich zu merken, daß sich seine Wirkung zeigte. Ohne sich umzusehen, stellte er fest, daß Leute hinter ihm stehenblieben, um sich nach ihm umzusehen. Der Fluß der Fußgänger geriet ins Stocken. Er ging noch schneller. Jetzt begann er, mit anderen zusammenzustoßen. Das Erstaunen, das er erregte, wuchs. Er war wie ein Boot, das auf die spiegelnde Wasserfläche eines ruhig dahinfließenden Stroms geworfen worden war und nun mit kräftigem Motor stromaufwärts strebte, hinter sich Wirbel und Strudel erzeugend und seine Bugwelle nach beiden Ufern werfend.

Rufe wurden laut.

»Heh, du dort! Was tust du?«

Er reagierte nicht darauf. Noch kräftiger als bisher schritt er aus. Leute stellten sich ihm entgegen.

»Halt ein! Du gehst in der falschen Richtung!«

»Auseinander!« schrie er sie an, und sie gehorchten ihm, ohne Diskussion, ohne Einvernehmen.

Schließlich jedoch standen sie drei Reihen tief, und hinter ihm kamen abermals drei Reihen, die ihre Richtung gewechselt hatten, um das eigenartige Phänomen nicht aus den Augen zu verlieren. Er kam nicht mehr weiter. Sie reagierten nicht mehr auf seine Befehle. Sie wollten ihn zur Rede stellen.

Er blieb stehen. Um mit ihnen zu reden, deswegen war er hierhergekommen.

»Was tust du, Freund?« fragte ihn ein hoch aufgeschossener junger Mann mit schmutzigen, blonden Haaren.

»Ich gehe«, antwortete er einfach.

»Du gehst in die falsche Richtung«, behauptete der Schmutzigblonde.

»Wer sagt das?« fragte Julian. »Ich arbeite dort, in der Nähe der Stadtmitte. Dorthin gehe ich.«

»Dann mußt du auf der anderen Straßenseite gehen«, rief ein anderer.

»Ich muß?« protestierte Julian. »Seid ihr alle im Einvernehmen darüber, daß ich auf der anderen Seite gehen muß? Und selbst wenn ihr es wäret, bedeutete das noch gar nichts. Denn schließlich bin ich auch noch hier, und ich möchte auf dieser Seite gehen.«

Sie sahen einander an, betreten, verwirrt und hilflos. Da drängte sich ein hochgewachsener, stämmiger Bursche durch die Menge. Er war größer als Julian, und das lange, dunkle Haar hing ihm so wirr ins Gesicht, daß er kaum mehr aus den Augen sehen konnte.

»Du bist entweder verrückt oder ein Revolutionär«, herrschte er Julian an. »Kehr um oder geh auf die andere Straßenseite!«

Julian musterte ihn. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

»Komm her zu mir!« sagte er zu dem Langen und

winkte mit dem gekrümmten Zeigefinger.

Und als der Bursche gehorchte, fragte er ihn:

»Ich bin entweder verrückt oder ein Revolutionär? Hast du dir genau überlegt, was du da sagst? Du, als einzelner, ohne Einvernehmen mit den ändern?«

Die linke Hand schoß blitzschnell nach vorne und packte den Langen am Kragen seiner schmuddeligen Montur. Hinter der Linken kam mit der Schnelligkeit des Gedankens die Rechte, zur Faust geballt, und schlug dem Unglücklichen mit donnernder Wucht gegen das Kinn.

Er warf die Arme in die Höhe und bekam glasige Augen. Als Julian ihn losließ, stürzte er

stocksteif zu Boden.

Julians Blick wanderte im Halbkreis. Wie würden die Leute reagieren? Er versuchte, ihnen die Gedanken an den Gesichtern abzulesen. Da begann einer zu lachen. Andere fielen ein. Sie blickten auf den Bewußtlosen, der in grotesker Haltung auf dem Boden lag, und lachten.

Julian atmete auf. Sie kannten weder Freud, noch Leid, weder Liebe, noch Haß. Gewalt, vor allen Dingen körperliche Gewalt, war für sie ein fremdes Phänomen; sie wußten nichts damit anzufangen. Da blieb ihnen nur noch die Komik des Augenblicks, und sie lachten.

»Nun?« herrschte er sie an. »Habe ich das Recht, auf dieser Seite zu gehen, oder habe ich es nicht?«

»Du hast es, Freund«, murmelten mehrere.

»Aber das ist nicht alles«, sagte er. »Ihr habt es auch! Wer will euch gebieten, daß ihr nur auf dieser Seite aus der Stadt und nur auf der anderen in die Stadt gehen könnt? Hat man euch darüber gefragt? Hat man euer Einvernehmen erzielt?«

»Man hat uns nicht gefragt!« krähte eine helle Stimme aus dem Hintergrund. »Man hat sich niemals um unser Einvernehmen gekümmert.«

Zustimmendes Gemurmel brandete auf.

»Dann schlage ich vor«, rief Julian, »daß wir ihnen endlich einmal zeigen, was in uns steckt! Ich gehe mit

euch. Der Teufel soll heute meine Arbeit holen. Aber wir gehen nicht auf dieser Straßenseite. Wir gehen auf der anderen!«

Beifallsrufe wurden laut. Augen blitzten, Fäuste wurden geschwungen. Julian wandte sich um und marschierte in Richtung der Unterführung zurück. Er brauchte sich nicht umzusehen, um zu wissen, daß wenigstens einhundert Menschen ihm folgten. Sie unterquerten die Straße. Auf der anderen Seite stemmte sich die Gruppe der Entschlossenen dem einwärts flutenden Strom entgegen und brachte ihn völlig durcheinander.

Plötzlich blieb Julian stehen.

»Oder vielleicht wissen wir noch etwas Besseres!« rief er. »Wir alle sind bisher bedenkenlos den Spruchbändern gefolgt. Für die Spruchbänder, die Transparente und die Leuchtschriften ist das Ministerium für Volkserziehung verantwortlich. Warum gehen wir nicht dorthin und klären die Leute über unsere Belange auf?«

»Ja, ja!« rief die Menge begeistert. »Wir gehen zum Ministerium für Volkserziehung!«

Damit war die Arbeit getan. Julian brauchte sich nur noch von der Menge mitspülen zu lassen. Viele von denen, die ursprünglich auf dieser Seite der Straße stadteinwärts gegangen waren, um ihren Arbeitsplatz zu erreichen, wandten sich um und schlössen sich den Protestierenden zu. Plötzlich war die Straße erfüllt vom Gewirr menschlicher Stimmen. Es gab etwas, worüber die Leute miteinander reden konnten. Sie diskutierten nicht. Das Einvernehmen war schon hergestellt. Sie malten einer dem andern aus, wie es sein würde, wenn das Ministerium für Volkserziehung endlich darauf verzichtete, sie durch Spruchbänder und Transparente zu manipulieren.

Die Menge bog schließlich in eine Seitenstraße ab. Das riesige Gebäude des Ministeriums für Volkserziehung tauchte auf. Die Bürozeit hatte dort noch nicht begonnen. Die Hallen und Gänge waren leer bis auf ein paar Ordnungsbeamte und einige Angestellte, die zu früh gekommen waren. Die Menge verwinkelte sie in eine Dis-

kussion. Höflich, jedoch bestimmt wurden die Beamten darauf aufmerksam gemacht, daß man es satt habe, sich am Gängelband führen zu lassen. Im Laufe dieser Diskussion fiel zum erstenmal das Wort »Revolution«. Es wurde von anderen aufgenommen und verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Protestierer begannen, sich als Revolutionäre zu fühlen.

Inzwischen war Julians Gefolgschaft, die eigentlich nicht mehr seine Gefolgschaft war, sondern aus eigener Kraft tätig war, auf mehr als tausend Köpfe angeschwollen. Die Leute verteilten sich auf die einzelnen Büros, um dort weiter zu diskutieren, ihre Parolen an den Mann zu bringen oder die Apparate zu besetzen, von denen aus die Transparente mit den Leuchtschriften gesteuert wurden. Es gab einen Raum im dritten Stock des Ministeriums für Volkserziehung, in dem über

zweihundert Konsolen standen, von denen jede über einen Großcomputers mit einem der Leuchtschrifttransparenten in der Stadt verbunden war.

Unter den Revolutionären befanden sich einige, die zum Stab des Ministeriums gehörten und sich hier auskannten. Mit Begeisterung ergriffen die Leute die Gelegenheit, ihre Ideen einer breiteren Öffentlichkeit mitzuteilen. Etwa zu diesem Zeitpunkt trennte sich Julian Tifflor von den Aufständischen, um zum Ministerialamt für Soziales zurückzukehren. Er hatte getan, was er sich zu tun vorgenommen hatte. Er hatte die Stadt in Aufruhr versetzt. Wenn es den Behörden daran lag, ähnliche Vorkommnisse in Zukunft zu verhindern, dann brauchten sie nur auf seine Wünsche einzugehen.

Auf dem Heimweg las er die neuen Aufschriften auf den Leuchtschrifttransparenten:

BENÜTZT DIE ÖFFENTLICHEN VERKEHRSMITTEL!

DIE ENTSCHEIDUNG DES VOLKES GEHT ÜBER DIE WILLKÜR DES SYSTEMS!

WOHNGEMEINSCHAFTEN SIND DES TEUFELS!

NIMM DEINE FRAU UND KINDER UND ZIEH MIT IHNEN AUFS LAND!

Beim Mittagessen war Dr. Sabonne ungewöhnlich ernst.

»Die Stadt befindet sich in Aufruhr«, sagte er. »Nirgendwo wird gearbeitet. Überall haben sich Diskussionsgruppen gebildet. Die Spruchbänder sind abgerissen und durch neue mit revolutionären Parolen ersetzt worden. Die Behörden sind nahezu machtlos.«

Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

»Man sagt, all dies sei durch einen einzigen Mann ins Werk gesetzt worden.«

»Die Zeit war reif dafür«, bemerkte Julian ruhig.

Sabonne musterte ihn.

»Also bist du der Mann?«

Julian nickte.

»Ich bin der Mann.«

»Die Behörden werden bald dahinter kommen!«

»Ich rechne damit. Es gibt einen sehr einfachen Weg, mich loszuwerden.«

»O nein, es gibt mehrere Wege«, widersprach Sabonne, »und sie sind alle einfach.«

»Ich weiß, was du meinst. Aber ich baue darauf, daß es den Behörden lieber sein wird, einen Unangenehmen einfach abzuschlieben, als sich mit ihm die Hände schmutzig zu machen.«

»Das kommt darauf an«, sagte Sabonne und machte dazu ein bedenkliches Gesicht. »Ich hoffe, du hast recht, aber darauf wetten würde ich nicht.«

Im weiteren Verlauf des Tages nahm die Unruhe in der Stadt eher zu als ab. Als die Dämmerung herabsank, gingen die Leute nicht wie sonst nach Hause, sondern blieben auf den Straßen, bildeten im Regierungsviertel Sprechchöre oder zogen singend durch die Stadt. Von selten der Behörden war lange Zeit anscheinend geglaubt worden, die Sache werde sich von selbst totlaufen. Erst spät am Abend tauchten in den Straßen Fahrzeuge des Ministerialamtes für Ordnung auf und versuchten, mit Hilfe von Lautsprecheraufrufen die Menge zum Nachhausegehen zu bewegen.

Es war bezeichnend für die Mentalität dieser Welt, daß es bislang kaum zu Gewalttätigkeiten gekommen war.

Die Revolution vollzog sich ohne jegliches Blutvergießen. Wo die Menge sich auf die Lautsprecherfahrzeuge stürzte, um die Anrufe zum Schweigen zu bringen, da zogen sich die Polizisten lieber zurück, als sich in eine Konfrontation mit den Revolutionären verwickeln zu lassen.

Gegen zweiundzwanzig Uhr wagte Julian Tifflor sich für kurze Zeit auf die Straße. Es stellte sich jedoch rasch heraus, daß er das Erinnerungsvermögen der Leute weit unterschätzt hatte. Die Nachricht hatte inzwischen die Runde gemacht, daß ein hochgewachsener Mann mit kurzen Haaren und auffallend modischer Kleidung derjenige gewesen sei, der die Revolution ins Rollen gebracht hatte. Man erkannte ihn wieder. Man wollte ihn feiern. Er entzog sich der Peinlichkeit, indem er schleunigst Reißaus nahm und durch dunkle Seitengassen zum Ministerialamt für Soziales zurückkehrte.

Im Empfangsraum des Hospitals stand Dr. Sabonne mit vier schäbig gekleideten Männern, die an den Ärmeln ihrer Monturen ein rotleuchtendes Zeichen trugen. Julian schritt furchtlos auf sie zu.

»Du nennst dich Julian Tif flor?« fragte einer der vier.

»Ich heiße Julian Tif flor«, lautete die Antwort.

»Du hast dich der Anstiftung zum Aufruhr schuldig gemacht und bist verhaftet. Komm mit!«

Julian Tifflor verbrachte die Nacht in einer einsamen Zelle. Am Morgen holte man ihn zur Vernehmung. In einem kahlen Zimmer stand er vor drei Männern, die hinter einem langen Tisch saßen und an den Ärmeln ihrer Monturen das rotleuchtende Abzeichen des Ord-nungsdiensts trugen. Das Zimmer besaß keine Fenster. Die Beleuchtung kam von einer grellen Lumineszenzplatte, die in die Decke montiert war.

Zunächst wurden Julians Personalien aufgenommen. Er bestand darauf, daß er in der Tat Julian Tifflor heiße und sich nicht nur so nenne. Als Geburtsdatum gab er das Jahr 3424 an, um nicht durch Nebensächlichkeiten

zusätzliches Aufsehen zu erregen. Er hatte längst in Erfahrung gebracht, daß die Zeitrechnung dieser Welt nach demselben Kalender funktionierte wie die seine.

»Der Aufruhr ist heute schlimmer als gestern«, erklärte der mittlere der drei Beamten. »Er breitet sich von dieser Stadt auf andere aus, und die Folgen sind unabsehbar. An allem bist du schuld. Es versteht sich, daß man dich dafür bestrafen muß, und zwar wird es sich um eine Strafe von exemplarischer Härte handeln, damit die Aufrührer erkennen, daß wir nicht länger gewillt sind, uns hilflos hin und her schieben zu lassen.«

»Ich bin nicht schuldig«, antwortete Julian gelassen. »Am vorgestrigen Tage stellte ich beim Ministerium für Wissenschaft einen bescheidenen Antrag auf Überlassung gewisser Materialien und Energien, damit ich ein neues wissenschaftliches Prinzip demonstrieren könne. Die Auflagen, die der zuständige Referent mir dafür machte, sind lächerlich und unerfüllbar. Da packte mich der Zorn gegen dieses herzlose, grausame System, das seinen Bürgern kein Glück, keine Zufriedenheit gönnt. Am nächsten Morgen ging ich auf die Straße und wollte meinen Mitmenschen zeigen, daß man nicht unbedingt das tun muß, was auf den Spruchbändern und Transparenten steht, sondern auch eigene Initiative entwickeln kann. Das ist alles.

Und was meine Bestrafung anbelangt, so habe ich einen Vorschlag zu machen. Im Verlauf des Experiments, das ich dem Ministerium für Wissenschaft vorgeschlagen habe, verschwinde ich selbst spurlos. Gibt es eine einfachere Weise, sich meiner Person zu entledigen, als indem man mir einfach die Durchführung des Versuches erlaubt?«

Die drei Beamten musterten ihn ernst.

»Damit hast du deine Schuld im Sinne der Anklage zugestanden«, konstatierte der mittlere. »Über die Strafe entscheiden wir, nicht du. Ich verspreche dir, daß ich um deinewillen versuchen werde, die Todesstrafe wieder einzuführen, die seit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr angewandt worden ist.«

In der Einsamkeit seiner Zelle kam Julian Tifflor zu der Einsicht, daß er sich verrechnet hatte. Zunächst hatte er die Reaktion des Volkes auf seine Demonstration der Eigenwilligkeit bei weitem unterschätzt. Er hatte ein wenig lokal begrenzter Unruhe, nicht aber eine weltweite Revolution erzeugen wollen. Als vergleichsweise harmloser Unruhestifter hätte er die Behörden leicht dazu überreden können, ihn auf die von ihm selbst bestimmte Weise abzuschieben. Jetzt jedoch war er als der Urheber einer planetenweiten Revolution gebrandmarkt, und das System konnte es sich nicht mehr leisten, ihn milde zu behandeln.

Endete hier sein Weg? War Solarmarschall Julian Tif-flor, Kampfgefährte Perry Rhodans fast vom ersten Tag an, dazu verdammt, auf dieser grauen Welt der Gleichheit, der Gleichgültigkeit und des Stumpfsinns sein Leben zu beschließen?

Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, lag darin, daß sich die Gesetzgeber dieser Welt in bewährter Manier - Einvernehmen ersetzt Entscheidung! - wahrscheinlich niemals über den Antrag zur Reaktivierung der Todesstrafe würden zusammenraufen können? Oder gab er sich auch da einer Illusion hin? War es nicht möglich, daß die Legislatoren durch die jüngsten Vorgänge so

aufgerüttelt waren, daß sie Einvernehmen durch Stimmenmehrheit und Diskussion durch einen raschen Entschluß ersetzen würden?

Er beschloß, sich für alle Eventualitäten zu rüsten. Man hatte ihm nichts abgenommen. Er besaß nach wie vor den Mikroblaster, den er zum letztenmal gegen Sakhmo-Chan verwendet hatte. Mehrmals am Tage suchte ein Wärter seine Zelle auf, um ihm Nahrung zu bringen. Er war zwar bewaffnet; aber vielleicht gab es einen Augenblick, in dem seine Aufmerksamkeit so weit nachließ, daß er überrumpelt werden könnte.

Er verbrachte anderthalb Tage in der kleinen, trostlosen Zelle. Am Morgen des zweiten Tages war er bereit, den Überfall auf den Wärter zu wagen; aber als die Zellentür sich öffnete, standen statt des einen vier Männer

draußen, von denen einer ihn aufforderte, mitzukommen. Er wurde in dasselbe Büro geführt, in dem man ihn verhört hatte. Von den drei Beamten war jedoch nur einer zugegen: derjenige, der mit ihm gesprochen hatte. Er machte ein bitteres, verbissenes Gesicht, und der Anlaß für seine Bitterkeit war ohne weiteres offenbar: ihm zur Seite standen Dr. Sabonne, der Referent aus dem Ministerium für Wissenschaft und zwei weitere Männer, die Julian nicht kannte.

Sabonne trat auf ihn zu und umarmte ihn.

»Ich freue mich für dich, Freund!« sagte er. »Es ist den Realisten gelungen, die provisorische Regierung davon zu überzeugen, daß man jeden deiner Wünsche erfüllen müsse.«

Er wies dabei auf die beiden Unbekannten.

»Realisten?« fragte Julian verwundert. »Provisorische Regierung? Ich verstehe nicht...«

»Wir haben dir viel zu verdanken«, sagte einer der beiden. »Ich bin Rowal, der Erste Vorsitzende der Bewegung der Realisten. Man nennt uns nicht mehr Revolutionäre oder Aufständische. Wir sind eine Bewegung, die die ganze Erde umspannt und es sich zur Aufgabe gemacht hat, das System so umzugestalten, daß es als seine wichtigste Aufgabe sieht, das Streben des einzelnen nach Glück und Zufriedenheit zu unterstützen. Den Anstoß zu unserer Bewegung verdanken wir dir. Du solltest in Wirklichkeit unser Anführer sein; aber ich erfahre von unserem Freund Sabonne, daß dein Weg in eine andere Richtung führt. Das Bestreben unserer Bewegung erfordert eine neue Regierung, die in wenigen Wochen gewählt werden wird. Einstweilen ist die alte Regierung noch im Amt und firmiert als provisorische Regierung.

Wir suchten nach dir und erfuhren von Sabonne, daß man dich festgenommen hatte. Da war es für uns selbstverständlich, für deine Freilassung zu sorgen. Mehr noch: das Ministerium für Wissenschaft wird gegen den geplanten Versuch keine Einwände mehr erheben!«

Im Laufe von drei Tagen hatte sich die ganze Welt verändert. Der Mann, der eine lokale Unruhe hatte erzeugen wollen, war unversehens zum Weltverbesserer geworden.

In ein paar Monaten würde dies eine bessere Welt sein, als sie es je zuvor war, mit glücklichen Menschen, die ein Ziel vor Augen hatten und das Recht, es zu verfolgen. Der Name Julian Tifflor würde zum zweitenmal auf dieser Welt zu Glanz und Ruhm gelangen, als der Name des Mannes, der das unheilvolle Werk seines älteren Namensvetters zunichte hatte machen helfen.

Die Bewegung der Realisten drückte ihr Bedauern darüber aus, daß ihr Held ihre Welt zu verlassen beabsichtigte. Rowal versuchte in mehreren Gesprächen, Julian von seiner Absicht abzubringen. Schließlich jedoch mußte er einsehen, daß sein Verlangen unfair war.

Das Experiment, wie es immer noch genannt wurde, obwohl es in Wirklichkeit keines war, wurde sorgfältig vorbereitet. Julian fungierte dabei als Lehrer, der den Referenten des Wissenschaftsministeriums jeden einzelnen Schritt beim Aufbau des Versuchs erklärte. Seine Worte wurden aufgezeichnet.

Die Arbeit schritt rasch voran. Der Wandler war diesmal so zu konstruieren, daß das Parachron-Feld einen weniger intensiven Transportvorgang bewirkte als beim letztenmal. Der potentiell-energetische Abstand zwischen Sakhmo-Chans Universum und diesem war weitaus größer als die Differenz, die von hier bis zu Juli-ans heimatlicher Bezugsebene überwunden werden mußte. Von neuem befiehlten ihn Sorgen bezüglich der Problematik seines Unternehmens. Ob er jemals genau die Bezugsebene wieder erreichen würde, von der er vor nunmehr fast einer Woche verschwunden war,

erschien zumindest fraglich. Wahrscheinlich würde er mit einer Ebene vorlieb nehmen müssen, die der seinen so ähnlich war, daß er sie von ihr nicht unterscheiden konnte.

Mit Gewalt schob Julian diese Gedanken, die er als trübe empfand, beiseite. Er würde sich ihnen stellen, wenn die Zeit reif war. Vorerst galt es, auf dem Heimweg ein Stück weiterzukommen.

Der »Versuch« fand im Ministerium für Wissenschaft statt. Es war gegen Mittag, als der letzte Test der Pa-rachron-Apparatur erfolgreich abgeschlossen wurde. Julian Tifflor trat in den Kreis, der von dem Parachron-Feld umgeben werden würde. Rowal und Sabonne schüttelten ihm nacheinander die Hand.

»Ich weiß, welcher Gedanke dich bedrückt, lieber Freund«, lächelte Sabonne. »Du hast Großartiges geschaffen, ohne dir dafür auf die Schulter klopfen und sagen zu können: Das ist mein Werk, das habe ich getan. Laß es dich nicht anfechten, Freund. Wir stehen tief in deiner Schuld, ob wir unser neues Glück nun deinem bewußten Bemühen oder einem Zufall verdanken. Und wer weiß: Vielleicht kehrst du eines Tages hierher zurück. Du wärest uns immer willkommen.«

Julian hatte Mühe, seine Rührung zu meistern. Welch ein Unterschied zwischen seinem Abschied von dieser Welt und der hastigen Flucht von Sakhmo-Chans Universum. Er hob grüßend die Hand. Der Referent trat zu dem kleinen Schaltkasten und drückte auf den Knopf. Julian Tifflor hatte den dritten Abschnitt seiner langen Reise angetreten.

3.

Es war Nacht. Nicht allzu weit schimmerte der Lichtdom einer großen Stadt. In der Nähe führte eine breite Straße vorbei, auf der trotz der späten Stunde reger Fahrzeugverkehr in beiden Richtungen flutete. In der Ferne stieg mit leuchtenden Triebwerken ein gewaltiges Raumschiff in den Himmel.

Julian Tifflors Herz klopfte vor Erregung. War das Wunder geschehen? Hatte er mit diesem letzten Schritt die Heimat schon wieder erreicht? Alles ringsum atmete Vertrautheit. In der Luft lag der warme, würzige Duft der Bäume und Büsche, mit denen die einstige Wüste be-

pflanzt und in einen großflächigen Park verwandelt worden war. Der strömende Fahrzeugverkehr, die Lichtglocke der nahen Stadt, der geräuschlose Start des riesigen Raumschiffs - alles das zusammen ergab ein Bild, das ihm heimisch erschien.

Er schritt bis zum Rand der Straße und dann an dieser entlang in Richtung der Stadt. Nach knapp zwei Kilometern kam er an eine Stelle, an der die Fahrbahn sich buchtartig verbreiterte. Am Rande der Bucht gab es mehrere Mietwagen-Rufsäulen. Mit zitternder Hand nahm er den Hörer ab, wartete, bis das Grünzeichen aufleuchtete, und sprach in die Muschel:

»Einen Mietwagen, unterste Preisklasse, zur Rufsäule Nummer 24669, in Richtung der Stadt. Name ist Julian Tifflor.«

Er hörte einen Summtion, der ihm bestätigte, daß seine Nachricht empfangen worden war. Dann legte er auf. Es vergingen kaum zwei Minuten, da bog ein Fahrzeug aus dem dahingleitenden Verkehrsstrom ab und schoß in die Bucht herein. Die Fondtür klappte auf. Julian Tifflor ließ sich in das weiche Polster sinken. Eine mechanische Stimme sagte:

»Wir begrüßen Sie als Fahrgäste. Bitte schieben Sie Ihre ID-Karte in den Prüfschlitz!«

Das war der Augenblick der Wahrheit! Kaum mehr Herr seiner Erregung, zog er die kleine Plastikkarte aus der Tasche und schob sie in den dafür vorgesehenen Schlitz. Es gab ein kurzes, knirschendes Geräusch^dann kam die Karte wieder zum Vorschein.

»Wir danken Ihnen, Herr Tifflor. Bitte bestimmen Sie das Fahrtziel!«

Er atmete auf. Der Test war gelungen! Seine ID-Karte war auf dieser Welt als gültig anerkannt worden! Mit matter Stimme sagte er:

»Quinto-Boulevard, Nummer 19883!«

Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. Es reihte sich in den fließenden Verkehr, erhöhte die Geschwindigkeit und schoß auf der schnellsten Verkehrsbahn stadteinwärts. Julian Tifflor sog das Bild, das sich ihm bot, form-

lieh in sich auf. Alles war ihm vertraut, jede Krümmung der Straße, jede Kontur der Gebäudemassen, die über den Baumkronen der Grünanlagen in die Höhe wuchten. Das war Terrania-City, wie es leibte und lebte! Er war zu Hause, es bestand kein Zweifel mehr daran.

Der Gleiter umfuhr den Kalup-Platz. Am Nordende des Platzes leuchtete wie immer ein riesiges Transparent, über das in langsam bewegten Lettern die neuesten Nachrichten glitten. Julian las:

EINE DER WICHTIGSTEN NEUENTWICKLUNGEN DES JAHRES 209 WAR OHNE ZWEIFEL DIE AUFNAHME DIPLOMATISCHER BEZIEHUNGEN MIT DER GROSSGALAXIS NA.UARCHOS ...

Er fühlte plötzlich Kälte in sich aufsteigen.

Der Mietwagen setzte ihn vor der bezeichneten Adresse ab. Julian stieg aus. Der breite Bürgersteig war verlassen. Still und einsam verbreiteten die hohen Sonnenleuchten ihre Helligkeit. Dies war eine reine Wohngegend. Der nächtliche Stadtverkehr spielte sich in anderen Regionen ab. Julian legte den Kopf in den Nacken und spähte an der Fassade des riesigen Wohnturms entlang in die Höhe.

Er kannte jede Ecke, jede Nische, jeden Vorsprung dieses Gebäudes. In diesem Turm bewohnte er seit Jahrzehnten ein Appartement. Die übrigen Bewohner des Turmes waren ohne Ausnahme leitende Regierungsbeamte wie er. Er kannte sie alle. Sein Appartement lag im zweiundvierzigsten Stock. Er trat auf die hohe Eingangs -tür zu und studierte das Namensregister.

Es überraschte ihn kaum noch, daß er seinen Namen nicht fand. Die merkwürdige Jahreszahl in der Nachrichtensendung auf dem Transparent hatte ihm zu verstehen gegeben, daß es mit der Ähnlichkeit dieser Bezugsebene mit der seinen wohl doch nicht so weit her war. Aber die anderen Namen waren alle da: Wolters, Sefradin, Bertoluzzi, Senckenberg, Aufrage, Levenstein, Pollif er ...

Levenstein wohnte eine Etage unter ihm - nicht hier, sondern auf der anderen Welt. Julian drückte seinen Rufknopf. Wenige Augenblicke später kam die vertraute Stimme über den Interkom.

»Wen haben wir da, so spät in der ... heiliger Christopher! Der Lordmarschall!«

Julian schmunzelte. Das war Simon Levenstein, wie er ihn in Erinnerung hatte. Obwohl Jude, führte er den heiligen Christophorus ständig im Munde, wohl wissend, daß der Arme vom Vatikan schon vor Jahrhunderten seiner Heiligkeit beraubt worden war.

»Lassen Sie mich ein, Simon!« lachte Julian. »Ich habe mit Ihnen zu reden!«

»Aber ja, natürlich, selbstverständlich, geehrter Herr. Sofort, sofort...«

Die Tür schwang auf. Einer der imposanten Batterie von Aufzügen hatte seine Tür geöffnet, um den Gast aufzunehmen. Ohne, daß er sein Ziel zu nennen brauchte, wurde er in das 41. Stockwerk gebracht. Simon Levenstein stand unter der Tür seines Appartements, und sein Gesicht war ganz Unterwürfigkeit - anders, als der richtige Levenstein sich unter diesen Umständen gezeigt haben würde.

»Bitte, treten Sie ein, geehrter Herr«, sagte er mit einer Verbeugung. »Ich weiß die Ehre zu schätzen!«

Julian trat ein.

»Simon, was ist das mit dem geehrten Herrn? Und warum wissen Sie die Ehre zu schätzen, wo Sie mir doch sonst um diese Zeit recht deutlich zu verstehen gegeben hätten, daß Sie gerne zur Ruhe gehen möchten?«

Simon Levenstein wand sich vor Verlegenheit.

»Ich weiß nicht, geehrter Herr ... wie kann ich ... wie dürfte ich ... kommen Sie doch bitte herein und nehmen Sie Platz!«

Er führte seinen Gast in ein luxuriös ausgestattetes Wohnzimmer. Julians Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Etwas auf dieser Welt war grundsätzlich und auf gefährliche Weise verschieden von den Verhältnissen auf seiner Bezugsebene. Er mußte erfahren, was es war_N

ohne dem völlig verdatterten Simon Levenstein sein Geheimnis zu verraten.

Er nippte an dem Getränk, das Simons Servierautomatik eilends produziert hatte.

»Simon, ich brauche Ihre Hilfe«, erklärte er.

Simon Levenstein saß auf der vordersten Kante eines üppig gepolsterten Sessels, jeden Augenblick bereit herabzurutschen, aufzuspringen oder sonst etwas zu tun, was der Augenblick erforderte.

»Ich bin zu jeder Hilfeleistung bereit, geehrter Herr«, versicherte er fahrig.

»Ich habe mich überarbeitet, Simon«, fuhr Julian fort. »Ich bin nicht mehr Herr meiner Gedanken. Ich kann nicht mehr beurteilen, ob meine Entscheidungen richtig oder falsch sind. Sie sind kein Psychologe, Simon, aber man kann sich mit Ihnen unterhalten. Sagen Sie mir, was Sie von mir halten!«

Levenstein warf einen zaghaften Blick in die Höhe, als erwarte er sich vom Himmel Hilfe.

»Sie sind ein gestrenger, aber auch gerechter Herr, Lordmarschall«, deklamierte er. »An Ihren Entscheidungen kann kein Falsch gefunden werden. Ihrer Tatkraft, Ihrer Umsicht verdankt das Solare Imperium eine mehr als zweihundert Jahre lange Periode ununterbrochenen Aufstiegs.«

Gewäsch, entschied Julian. Simon traute sich nicht mit der Sprache heraus. Er fürchtete sich. Vor ihm? Julian beschloß, aufs Ganze zu gehen.

»Was vor über zweihundert Jahren geschah, Simon, heißen Sie das gut?«

Levenstein riß die Augen auf und wurde blaß. Er sah aus, als werde er im nächsten Augenblick einen Nervenzusammenbruch erleiden.

»Ganz gewiß, geehrter Herr!« beteuerte er. »Mit seiner Liberalisierung hätte Perry Rhodan das Imperium in wenigen Jahrzehnten abgewirtschaftet und an den Rand des Ruins gebracht. Er mußte beseitigt werden, und kein Würdigerer hätte seinen Platz einnehmen können als Sie, Herr Lordmarschall!«.

Julian flimmerte es vor den Augen. Sein Doppelgänger war der Beherrschende dieser Welt! Der andere Julian Tifflor hatte sich zu dem Posten Perry Rhodans aufgeschwungen, nachdem er den Großadministrator »beseitigt« hatte. Er war ein gestrenger, aber gerechter Herr, wie Simon Levenstein sich ausdrückte. Mit diesen beiden Attributen wurden seit Jahrtausenden absolute Herrscher, Tyrannen und Diktatoren belegt.

»Und Atlan, der Arkonide?« fragte Julian aufs Geradewohl.

Levenstein machte eine verächtliche Handbewegung.

»Wurde an der Sache des Imperiums zum Verräter! Sie taten recht daran, die United Stars Organisation zu zerschlagen und den Ungetreuen zu vernichten.«

Perry Rhodan beseitigt, Atlan gerichtet! Welch eine ungeheuerliche Welt! Julian hatte die nächste Frage schon auf der Zunge, da hörte er aus dem Flur ein Geräusch.

»Heiliger Christopher!« Simon Levenstein war aufgesprungen. »Sie kommen schon!«

Schwere Schritte näherten sich der Tür des Wohnzimmers. Julian sah den Lauf eines mittelschweren Blasters erscheinen und dahinter den Umriß eines hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes. Draußen im Flur standen noch mehr Leute. Sie trugen grellblaue Uniformen mit roten Markierungen. Julian fragte sich, wie sie hereingekommen waren. Simon-ein Verräter?

»Solare Abwehr«, knurrte der Breitschultrige und richtete die Mündung seiner Waffe auf Simons Gast. »Julian Tifflor?«

»Derselbe«, antwortete Julian gelassen.

»Kommen Sie mit, Sie sind verhaftet!«

Zum drittenmal auf seiner langen Reise saß Julian Tifflor in seiner Zelle. Diesmal jedoch war seine Lage anders: man hatte ihm alles abgenommen, was er bei sich trug, selbst die Oberbekleidung. Halbnackt saß er frierend auf dem Rand der Liege in dem kahlen, kalten Ge-
mach. Er befand sich im Verwaltungsgebäude der Sol-Ab, soviel hat er aus den Wagenfenstern sehen können. Keiner der Sol-Ab-Männer hatte auch nur ein Wort mit ihm gesprochen. Er wußte nicht, weswegen er verhaftet worden war und wie lange man ihn hier behalten wollte.

Er hatte eine vage Vorstellung davon, wie man auf ihn aufmerksam geworden war. Simon

Levenstein hatte ihn von Anfang an - wenn nicht sogar bis zum Schluß - für den Lordmarschall gehalten. Von ihm war also die Anzeige nicht ausgegangen. Aber einmal während der Unterhaltung hatte er einen sorgenvollen Blick in die Höhe geworfen. Was Julian für ein Stoßgebet an die Mächte des Himmels gehalten hatte, war in Wirklichkeit wohl ein verstohлener Hinweis auf ein Abhörgeräт oder eine verborgene Kamera gewesen.

Das waren die Methoden der Tyrannie: eine Verhaftung ohne Angabe des Grundes, die menschenunwürdige Unterbringung in einer kalten Zelle ohne ausreichende Bekleidung, die elektronische Bespitzelung selbst der höchsten Regierungsbeamten. Diese Welt mochte der seinen äußerlich wie ein Ei dem ändern gleichen, aber in ihrer Unfreiheit war sie von ihr unendlich weit entfernt.

Er wußte nicht, wie lange er da gesessen und vor sich hingegrübelt hatte, als plötzlich von der Decke herab eine unpersönliche Stimme erklang:

»In zwanzig Sekunden wird sich die Tür dieser Zelle öffnen. Treten Sie hinaus und wenden Sie sich nach rechts. Weitere Anweisungen folgen.«

Er zählte bis zwanzig. Die Tür glitt summend zur Seite. Er stand auf und trat hinaus. Weisungsgemäß hielt er sich nach rechts, in einen kahlen, grell erleuchteten Gang hinein, in dessen Wänden weitere Zellentüren lagen. An einer Gangkreuzung erhielt er, wiederum von oben herab, den Befehl:

»Weiter geradeaus!«

Er kam an eine zweite Tür, die sich vor ihm öffnete, als er sich ihr bis auf drei Schritte genähert hatte, und schließlich eine dritte, die sich ebenso willfährig verhielt.

»Zehn Meter vorab liegen zur Rechten mehrere Aufzugschächte. Besteigen Sie den Aufzug, dessen Tür offensteht.«

Er gehorchte. Kaum hatte er die Kabine betreten, da setzte sie sich in Bewegung und schoß in die Höhe. Die Fahrt dauerte eine ganze Weile. Entweder hatte sich seine Zelle tief unter der Erde befunden, oder er bewegte sich durch ein Gebäude von schwindelnder Höhe. Er war nicht sicher, ob er sich noch in der Zentralverwaltung der Solaren Abwehr befand. Er schätzte die horizontale Distanz, die er in dem kahlen Gang zurückgelegt hatte, auf wenigstens zweihundert Meter.

Der Aufzug hielt mit einem sanften Ruck. Die Tür öffnete sich. Er blickte in ein geräumiges Zimmer, an dem zuerst auffiel, daß es mehr mit elektronischem Gerät als mit konventionellen Möbeln ausgestattet war.

Dann erblickte er den Mann im Hintergrund. Er war im Begriff gewesen, den Aufzug zu verlassen; aber bei dem Anblick, der sich ihm jetzt bot, versagten ihm die Muskeln den Dienst.

Schließlich trat er vollends aus der Kabine heraus, tat zwei Schritte und blieb stehen. Julian starrte den Mann an, der an der rückwärtigen Wand des Raumes stand.

Den Mann, der er selbst war!

Die Übereinstimmung war vollkommen. Dieselbe Körpergröße, dieselbe Haar- und Hautfarbe, ja, sogar derselbe Haarschnitt. In der Nähe des Kinns zeigte sich eine kleine Narbe, dieselbe Narbe, die auch Julian Tifflor zur Erinnerung an einen kleinen Unfall vor rund achthundert Jahren trug.

Nur in Äußerlichkeiten waren die beiden Männer verschieden. Der andere trug eine straffsitzende, graue Uniform, frei von Orden und Ehrenzeichen und nur mit einem goldenen, siebenzackigen Stern auf den Schulterklappen. An dem breiten Gürtel war ein Holster befestigt, aus dem der Griff einer Strahlwaffe hervorragte.

Die beiden Männer musterten einander wortlos. Julian hatte bei dem Gedanken, eines Tages seinem Doppelgänger gegenübertreten zu müssen, früher ein gewisses Unbehagen empfunden. Davon spürte er jetzt nichts mehr. In ihm war nur noch Staunen über die Fähigkeit der Natur, derart vollkommene Gleichheit zu erzeugen, und Neugierde.

Und dann entdeckte er den Zug, der sein Gegenüber von ihm unterschied. Des anderen Tifflors Lippen waren dünner als seine, und die Mundwinkel hatten eine leichte Krümmung nach unten, die dem Gesicht einen mürrisch-überheblichen Ausdruck verlieh.

»Genug gestarrt!« schnarrte der andere Tifflor. »Man begegnet zwar nicht alle Tage seinem

Doppelgänger, aber man braucht auch den Kopf darüber nicht gleich zu verlieren.« Er machte eine knappe Handbewegung in Richtung eines Sessels. »Setzen Sie sich!«

Julian rührte sich nicht.

»Ich mache in diesem Aufzug keine Aufwartung«, sagte er kühl. »Sagen Sie, was Sie zu sagen haben, und dann lassen Sie mich in meine Zelle zurückkehren, wo ich wenigstens nur von den unpersönlichen Augen Ihres Computers angestarrt werde.«

Der andere Tifflor zog leise die Brauen in die Höhe.

»Empfindlich, wie?« meinte er spöttisch. Er schnippte mit den Fingern. In der Wand öffnete sich eine Tür, die in einen umfangreichen Schrank führte. »Ihre Klamotten hängen dort drin. Kleiden Sie sich an, und dann setzen Sie sich endlich hin!«

Julian tat, wie ihm geheißen war. Er durchsuchte die Taschen seines Anzugs und fand sie leer.

»Ich besaß, außer anderem, etwa dreißig Solar in Geldstücken, ein wenig fremde Währung und eine ID-Karte«, bemerkte er sarkastisch. »Ich hoffe, es ist Ihnen damit gelungen, Ihren Staatsfinanzen wieder auf die Beine zu helfen.«

»Werden Sie nicht komisch!« fuhr der Diktator ihn an. »Es geht hier um mehr als dreißig Solar und eine Plastikkarte!«

»So? Worum geht es denn?«

Der andere Tifflor musterte seinen Doppelgänger von oben bis unten, als hätte er das zuvor noch nicht ausgiebig getan.

»Wie sind Sie hierhergekommen?« wollte er wissen. »Parachron-Effekt?«

Es hatte keinen Zweck zu leugnen. Julian nickte.

»War diese Bezugsebene Ihr Ziel?«

»Nein. Ich bin auf dem Weg in meine Heimat. Schrittweise.«

»Daraus wird nichts! Das Schicksal hat Sie mir in die Hand gegeben, und ich werde mir diesen Gewinn nicht nehmen lassen.«

Julian ging darauf nicht ein. Der andere Tifflor wandte sich zur Wand, wo ein riesiger Bildschirm ein Fenster vortäuschte, und begann im Ton eines Festredners:

»Ein Mann wie ich lebt nicht ohne Feinde. Seit dem Beginn der neuen Zeitrechnung, seit 209 Jahren, obliegt die Verantwortung für das Solare Imperium alleine mir. Das Parlament ist abgeschafft. Die Führung liegt in meiner Hand.«

Diese zweihundert Jahre sind der Menschheit gut bekommen. Sie hat ihren Machtbereich über die ganze Galaxis ausgedehnt. Arkon, Akon, die Blues, um nur einige zu nennen, sind Untertanen des Imperiums. Wir haben großen Einfluß auf dem Gebiet der intergalaktischen Politik. Unsere Nachbarin, Andromeda, überläßt uns die Vertretung ihrer Interessen in den intergalaktischen Gremien. Noch nie zuvor hielt die Menschheit derartige Macht in den Händen.

Und dennoch gibt es Menschen, die mich befeinden. Die Fortschritte der letzten zwei Jahrhunderte gelten ihnen nichts. Sie jammern nach der Freiheit, die sie verloren zu haben meinen. Sie halten es für ungerecht, daß ein Mann die gesamte Macht verwaltet. Sie wollen das Parlament wieder eingeführt sehen und den Herrscher dazu zwingen, daß er sich der Mehrheit des Volkes unterwirft.« Er lachte spöttisch. »Als ob die Mehrheit jemals im Laufe der Menschheitsgeschichte gewußt hätte, was gut für sie ist!«

Er wandte sich wieder um und faßte Julian scharf ins Auge.

»Gegen diese Feinde muß ich mich wehren. Nur der wenigsten kann ich habhaft werden. Die Mehrzahl hat sich im Untergrund verkrochen und im Laufe der Zeit eine Schlauheit entwickelt, die unserer Fahndungsmethoden spottet. Jetzt jedoch bietet sich mir eine neue Möglichkeit. Ab sofort gibt es zwei Tifflors! Ab sofort kann der eine Tifflor die weiten Reisen unternehmen, die für die Person des Herrschers nun einmal unerlässlich sind, ohne daß er den Platz am Steuer der Reichsgewalt zu verlassen braucht. Ab sofort wird Julian Tifflor allgegenwärtig sein und seine heimlichen Feinde zum Zittern bringen! Verstehen Sie das?«

Julian hatte dem Vortrag ungerührt zugehört.

»Ich verstehe, daß Sie mir eine Art Stellvertreterposten anbieten.«

»Anbieten?« dröhnte des Diktators Stimme. »Ich kommandiere Sie dazu ab!«

»Wie Sie wollen. Aber Ihr Plan ist von vornherein schon durchlöchert.«

»Inwiefern?«

»Nicht nur Simon Levenstein, sondern auch die vier SolAb-Agenten, durch die Sie mich vergangene Nacht abholen ließen, wissen von meiner Doppelgängerrolle.«

Da zog ein diabolisches Grinsen über das Gesicht des Tyrannen.

»Glauben Sie wirklich, daß ich mich durch solche Kleinigkeiten stören lasse? Es ist längst dafür gesorgt, daß Levenstein und die vier Agenten ihr Wissen nicht weitergeben können.«

Julian überwand seinen Abscheu, obwohl es ihn Mühe kostete. Er hatte an die eigene Lage zu denken. Jetzt den Aufrechten zu spielen, brachte niemand Nutzen.

»Ich gehe auf Ihr Anerbieten ein«, erklärte er dem anderen Tifflor.

Der nickte.

Daran bestand von vornherein kein Zweifel. Aber ich warne Sie: Sie werden ständig unter Beobachtung stehen. Meine besondere Lage hat es notwendig gemacht, das System der Abwehr weitgehend zu automatisieren. Aufnahmegeräte überprüfen jede Ihrer Bewegungen. Computer werten automatisch Ihr Verhalten aus und kategorisieren es entweder als zufriedenstellend oder nicht zufriedenstellend. Im letzteren Falle werden Sie sofort kaltgestellt, ohne daß es dazu eines Befehls von meiner Seite bedarf. Falls Sie sich gedacht hatten, Ihre Position zum eigenen Vorteil ausnützen zu können, dann vergessen Sie diesen Gedanken wieder.«

»Von einem Mann Ihres Kalibers«, sagte Julian doppelzüngig, »hätte ich keine anderen Maßnahmen erwartet.«

Damit begann seine Verwandlung in den despotischen Herrscher des Solaren Imperiums neuer Prägung. Er wurde eingekleidet. Von nun an trug er die Uniform des Diktators, der sich in Anlehnung an die Gebräuche der Vergangenheit Großadministrator nannte. Er trug jetzt den siebenzackigen Stern auf beiden Schultern, das Zeichen der absoluten Macht.

Die, die sich um ihn bemühten, waren Roboter. Der Tyrann hatte es nicht für notwendig gehalten, seine dienstbaren Geister mit menschlicher Verkleidung zu versehen. Nackt im Schimmer ihrer metallenen Körper verrichteten sie stumm und zielstrebig ihre Arbeit. Julian verstand. Der Diktator konnte es sich nicht leisten, sich mit Menschen zu umgeben. Er kannte die Gefahr, die von eigenständigem Denken, von der freien Initiative der Intelligenz ausgeht. Er wollte das Bewußtsein haben, ständig daran erinnert werden, daß seine Umgebung ausschließlich aus ungefährlichen Maschinenwesen bestand. Deshalb hatte er darauf verzichtet, sie zu verkleiden.

Julian erhielt einen breiten Gürtel mit einem Holster und einem Strahler, der genauso aussah wie die Waffe, die der andere Tifflor bei sich zu tragen pflegte. Der Diktator belehrte ihn spöttisch:

Das Ding funktioniert wirklich. Allerdings nur, wenn der Computer erkennt, daß Sie sich in Gefahr befinden. Ansonsten können Sie auf den Auslöser drücken, so oft Sie wollen, und die Waffe wird nicht darauf reagieren.«

»Ich hoffe, daß Ihr Computer allgegenwärtig ist«, antwortete Julian trocken.

»So allgegenwärtig, wie Sie es für Ihre Zwecke brauchen. Sie werden sich nur selten im Freien aufhalten -das einzige Gelände, das dem Rechner nicht zugänglich ist.«

Zum Abschluß der Vorbereitungen brachte man Julian in ein Büro, das genauso ausgestattet war wie der Arbeitsraum seines Doppelgängers.

»Das ist wichtig«, wurde ihm erklärt, »denn mitunter gilt es, von hier aus Anweisungen an die Bevölkerung über Radiokom zu erteilen. Wenn ich abwesend bin, fällt Ihnen diese Aufgabe zu. Der Computer wird Ihnen den Text der Anweisungen übermitteln.«

An den Arbeitsraum schloß sich ein geräumiges, komfortables Appartement an.

»Sie werden hier wohnen«, erklärte der andere Tifflor. »Ohne meine Erlaubnis werden Sie diesen Wohn- und Arbeitskomplex nicht verlassen. Ich verstehe allerdings, daß der Mensch, dem die Bewegungsfreiheit völlig genommen wird, rasch vertrottelt. Daher haben Sie die Möglichkeit, sich mit mir ins Benehmen zu setzen, damit entschieden werden kann, wann und wo Ihnen freie Bewegung zugestanden werden soll.«

Zu Julians Bedienung wurden zwei Roboter abgestellt. Sie hielten sich normalerweise im Vorzimmer auf und waren durch akustischen Befehl zu aktivieren. Julian zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie nicht nur zu seiner Bedienung da waren. Sie waren mit dem Computer durch Funkkanäle gekoppelt, und der weitaus wichtigere Teil ihrer Aufgabe war, ihn zu überwachen.

Nachdem der Diktator ihn verlassen hatte, machte Julian es sich in einem Sessel des Arbeitsraums bequem. Er

hatte Zeit, unendlich viel Zeit, denn das Gefängnis, in das man ihn gesteckt hatte, schien, obwohl höchst komfortabel, mit undurchdringlichen Mauern ausgestattet zu sein. Wo er stand oder ging, in jedem Augenblick ruhte das Auge des Computers auf ihm. Er konnte nicht einmal den Zeigefinger krümmen, ohne daß die Bewegung vom Computer analysiert und nach vorprogrammierten Schemata als gefährlich oder ungefährlich eingestuft wurde. In dieser Hinsicht glaubte er jedes Wort, das er von dem anderen Tifflor zu hören bekommen hatte. Er kannte die Macht der elektronischen Rechner, und er zweifelte nicht, daß der Diktator sie zu seinem Schutz genutzt hatte.

Vergebens zerbrach er sich den Kopf über die wichtigste aller Fragen: Wie vermochte der Computer, zwischen ihm und seinem Doppelgänger zu unterscheiden? Die Ähnlichkeit der beiden Männer war, von winzigen Kleinigkeiten abgesehen, so vollkommen, daß die Automatik des Mietwagens, in dem er in der vergangenen Nacht gefahren war, seine ID-Karte ohne weiteres als die Identifikation des Mannes namens Julian Tifflor angenommen hatte, des Mannes also, der auf dieser Bezugsebene die Rolle des Alleinherrschers spielte. Die Karte enthielt in magnetischer Notierung die wichtigsten persönlichen Kennzeichen ihres Eigentümers, einschließlich des biopositronischen Schwingungsmusters, von dem die Experten behaupteten, es sei ein hundertmal untrüglicheres Identifizierungsmerkmal als die Fingerabdrücke vergangener Zeiten. Mehr noch als das: Selbst die Kontonummer, die Julian Tifflors Namen trug und von der die Gebühr für die Benutzung des Mietwagens automatisch abgehoben worden war, schien hier dieselbe zu sein wie auf der anderen Bezugsebene.

Wie also konnte der Computer zwischen Tifflor, dem Diktator, und Tifflor, dem Heimatlosen, unterscheiden?

Die Antwort war einfach: Tifflor, der Diktator, besaß ein zusätzliches Erkennungszeichen, auf das der Rechner eingespielt war, einen Kodegeber oder etwas Ähn-

liches. Aufgrund des abgestrahlten Kodes wurde der Diktator identifiziert. Derjenige, der den Kode nicht abstrahlte, wenn er auch sonst mit dem Diktator aufs Haar übereinstimmte, konnte im Sinne des Computers der Diktator eben nicht sein.

Julian überlegte, was er mit dieser Erkenntnis anfangen könnte, gab jedoch bald auf. Dann begann er, sich mit dem elektronischen Gerät zu beschäftigen, das ihn auf allen Seiten umgab. In des Diktators Arbeitsraum hatte ohne Zweifel jedes Instrument seine besondere Funktion. Hier jedoch waren alle Geräte, wie er sich rasch überzeugte, tot. Er bedachte, daß er erst vor rund zwölf Stunden dem anderen Tifflor in die Hände gefallen war. War dieser Raum in aller Eile für den Zweck hergerichtet worden, dem er jetzt diente, oder hatte es ihn schon früher gegeben? Als Entlastung für das eigentliche Büro des Diktators? Als Ausweichmöglichkeit für den anderen Tifflor?

Zwölf Stunden, selbst wenn der Diktator jede Minute davon genutzt hätte, waren zu wenig Zeit, um einen solchen Raum einzurichten. Er war also früher schon vorhanden und die Geräte wahrscheinlich an Leitungen angeschlossen gewesen, die sie brauchten, um ihre Funktion wahrzunehmen. Die Leitungen waren lediglich unterbrochen worden, damit des Diktators Doppelgänger die Geräte nicht für seine Zwecke mißbrauchen konnte.

Ließ sich die Unterbrechung überbrücken? Gab es eine Möglichkeit, die Geräte wieder anzuschließen, so daß man sich ihrer bedienen konnte?

Es galt, eine Reihe von Vorüberlegungen anzustellen. Der Computer besaß aufgrund der Schemata, die in seinen Speichern ruhten, die Fähigkeit, zwischen zulässigen und unzulässigen Handlungen der von ihm Beobachteten zu unterscheiden. War es eine unzulässige Handlung, wenn Julian Tifflor, der Doppelgänger, von einem elektronischen Gerät die Kleidung abnahm und

untersuchte, was es am Funktionieren hinderte? Dazu mußte die Vorfrage gestellt werden: War es ganz

generell eine unzulässige Handlung, ein elektronisches Gerät zu untersuchen? Gewiß doch nicht, denn jedermann mußte die Möglichkeit haben, zuerst mit eigenen Augen nach einem Versager Ausschau zu halten, bevor er den Reparaturtrupp alarmierte.

Allerdings war Tifflor, der Doppelgänger, ein besonderer Fall. Wenn er ein Gerät untersuchte, dann stand zu erwarten, daß er etwas Verbotenes damit anzufangen gedachte. Das wußte Tifflor, der Diktator. Aber wußte es auch der Computer? Hatten zwölf Stunden ausgereicht, um die Programmierung des Rechners so zu verändern, daß er auf eine bestimmte Person, nämlich Tifflor, den Doppelgänger, andere Kriterien anwandte als auf andere Personen?

Julian war bereit, diese Frage zu verneinen. Es mochte im Sinne des Diktators liegen, eine solche Programmierung in naher Zukunft zu schaffen. Im Augenblick jedoch lag sie sicherlich noch nicht vor. Vorläufig begab er sich nicht in Gefahr, wenn er die elektronischen Geräte in seinem Arbeitsraum untersuchte.

Er brauchte als erstes eine Verbindung zur Außenwelt. Das Büro enthielt mehrere Radiokom-Anschlüsse, ja sogar einen Terminal, der nach Julians Dafürhalten mit einem Hypersender gekoppelt war. Er nahm sich eines der Radiokomgeräte vor. Das Plastikgehäuse war mit der eigentlichen Apparatur punktverschweißt. Er hatte kein Werkzeug, um die Verschweißung zu lösen; auch in den Läden des Schreibtischs fand sich nichts, was er für diesen Zweck hätte verwenden können.

Da kam ihm ein Gedanke. Wenn der Computer nichts davon wußte, daß es ihm verboten war, das Innere dieser Geräte zu inspizieren, woher sollten es dann die Roboter wissen. Errief:

»He, Robot! Einer von euch! Reinkommen!«

Die Tür zum Vorzimmer öffnete sich. Einer der Roboter erschien. Sie waren beide vom gleichen Typ. Julian konnte sie nicht voneinander unterscheiden.

»Heb« das Gehäuse ab!« befahl er dem Maschinenwesen und deutete auf das Radiokomgerät.

Der Robot setzte sich willig in Bewegung. Auch er benutzte kein Gerät, um die Schweißstellen aufzutrennen, sondern setzte - allerdings mit einer Kraft, über die nur Roboterhände verfügten - so geschickt die Finger ein, daß nach mehrmaligem Biegen und Drücken die Punkt-schweißungen einfach abplatzten. Befehlsgemäß hob er das Gehäuse ab und legte es neben dem Apparat auf die Tischplatte.

»Es ist gut«, sagte Julian, »du kannst gehen.«

Der Maschinenmensch zog sich zurück. Julian atmete auf. Jetzt erst war er seiner Sache sicher. Der Roboter hätte ihm nicht gehorcht, wenn er gewußt hätte, daß es ihm verboten war, mit den Geräten zu hantieren. Er untersuchte das komplizierte Innere des Apparates und stellte nach einiger Zeit fest, daß zwischen Digitizer und Modulator ein dünnes Kabel unterbrochen war. Diese Unterbrechung stellte einen kritischen Defekt dar, der die Betriebsautomatik veranlaßt hatte, das Gerät vollständig abzuschalten und damit aus dem Verkehr zu ziehen.

Julian stellte die Kabelverbindung wieder her und schaltete den Anschluß ein. Im selben Augenblick leuchtete der Bildschirm auf und zeigte das grünleuchtende Freizeichen. Das Gerät war wieder in Betrieb. Julian war nicht mehr von der Welt abgeschlossen.

Vorläufig jedoch zog er es vor, diese Verbindung nach außen nicht zu nützen. Er hatte noch keinen Plan. Er wußte nicht, mit wem er sprechen und was er sagen sollte. Und zum nutzlosen Plaudern war die Sache zu gefährlich. Er mußte damit rechnen, daß der andere Tif-flor Stichproben anstellen ließ, um zu ermitteln, ob eines der Geräte in diesem Raum gegen seinen Willen in Betrieb genommen worden war.

Um den Anschluß wieder betriebsunfähig zu machen, löste er die Verbindung zwischen Mikrophon und Digitizer, ein Defekt, der im Notfall leichter und schneller zu reparieren war als das mehradrige Kabel, das vom Digitizer zum Modulator führte. Dann setzte er das Gehäuse wieder auf. Er hatte nicht die Möglichkeit, es anzu-

schweißen, und mußte sich darauf verlassen, daß sich niemand die Mühe machen würde, gegen

das Gehäuse zu tippen, um zu sehen, ob es mit dem Apparat noch fest verbunden war.

Der erste Schritt war getan. Für alle weiteren würde er sich Zeit lassen. Er befand sich in der Gewalt eines gefährlichen Mannes. Er tat gut daran, sich wenigstens zwei bis drei Tage lang so zu verhalten, als habe er sich mit seinem Schicksal abgefunden. Das würde den anderen Tifflor teilweise in Sicherheit wiegen.

In der Zwischenzeit hatte er Gelegenheit, einen Plan zu entwickeln.

In dem Appartement, das Julian zur Verfügung stand, fand sich eine kleine Bibliothek, deren Inhalt, so vorsichtig ausgewählt er auch sein mochte, ausreichte, um ihn in großen Zügen über die Geschichte des Solaren Imperiums dieser Bezugsebene zu informieren.

Sie hatte ebenso begonnen wie die Geschichte des anderen Imperiums: mit Perry Rhodans erstem bemanntem Raumflug zum Mond und der Kontaktaufnahme mit den Arkoniden. Dreizehnhundert Jahre lang war in der Entwicklung der beiden Imperien kein Unterschied zu entdecken, und doch mußte es einen gegeben haben, über den die Geschichtsschreiber jedoch nicht berichten durften. In diesen dreizehnhundert Jahren hatte sich Julian Tifflor vom loyalen Mitarbeiter des Großadministrators zum Revolutionär gemausert.

In den Bildbänden, die Julian zur Verfügung standen, wurde die Schuld auf Perry Rhodan und seine korrupte Administration geschoben. Jeder Verständige, so hieß es, hätte um die Mitte des dreihundertsten Jahrhunderts erkennen müssen, daß »Rhodans labile, weichherzige Politik der Liberalisierung« das Imperium binnen kurzer Zeit an den Rand des Ruins führen mußte. Viele hatten dies, so das Buch, auch tatsächlich erkannt, aber es war »Julian Tifflor und seiner politischen Genialität« vorbehalten geblieben, die Konsequenzen aus der Er-

kenntnis zu ziehen und sie in die Tat umzusetzen. Perry Rhodan und seine Regierung waren gestürzt, Rhodan selbst und viele seiner engen Mitarbeiter vor Gericht gestellt, verurteilt und hingerichtet worden. Tifflors Stärke baute sich auf die Solare Flotte, die »ihrer Natur gemäß der kraftvollen, autarken Ideologie des Lordmarschalls gegenüber weitaus aufgeschlossener war als gegenüber den verweichlichten, pazifistischen Thesen der Rhodan-Clique«.

Mit Atlan, dem Arkoniden, der dem alten Freund über dessen Tod hinaus die Treue hatte halten wollen, war kategorisch verfahren worden. Die Solare Flotte hatte die Stationen der USO besetzt oder, wo dies nicht gelang, vernichtet. Atlan war gefangen worden. Sein Prozeß dauerte drei Stunden. Er wurde des Hochverrats für schuldig befunden und hingerichtet.

All dies geschah im Jahr 3248 der alten Zeitrechnung, und zwar gegen Ende des Jahres. Julian Tifflor hatte sich in seinem Amt als Oberbefehlshaber der Solaren Flotte bestätigen lassen und den Titel Lordmarschall angenommen. Zudem übernahm er das Amt des Großadministrators. Mit der Flotte im Rücken schloß er den Senat und den Völkerrat und schickte die Abgeordneten nach Hause. Die Verfassung des Imperiums wurde dahingehend geändert, daß »in Anbetracht der Gefahr der Lage ab sofort bis auf Widerruf alle Macht in den Händen des Großadministrators liegt«. Der Widerruf war natürlich nie erfolgt. Um den Beginn seiner Herrschaft gegen die vorhergegangene Periode auch im Bewußtsein des Alltags abzugrenzen, wurde eine neue Zeitrechnung eingeführt.

Die Geschichte der Jahre 1 bis 209 war, soweit es die kleine Bibliothek in Julians Appartement anging, eine Geschichte der Außenpolitik. Der Diktator hatte ohne Zweifel aufsehenerregende Erfolge erzielt. Zum Teil allerdings waren es Erfolge, auf die Perry Rhodan auf der anderen Bezugsebene bewußt verzichtet hatte, wie etwa die Einbeziehung der gesamten Galaxis in den Machtbereich des Solaren Imperiums und die Annahme der

Nachbargalaxis Andromeda quasi als ein Mündel Terras. Solche Entwicklungen verdeutlichen den diktatorischen Charakter des Systems, das sich gezwungen sieht, die Aufmerksamkeit seiner Bürger auf außenpolitische Erfolge zu lenken, um sie ihrer Unfreiheit im Innern weniger bewußt werden zu lassen. Die kleine Bibliothek sprach so gut wie nie über innenpolitische Entwicklungen, und auch das war ein charakteristischer Zug des despotischen Systems, das der andere Julian Tifflor ins Leben gerufen hatte.

Die Lektüre der geringen Anzahl von Bildbänden hatte mehr getan, als Julians Neugierde zu befriedigen. Es hatte ihm ein Charakterbild des Mannes verschafft, der ihn hier gefangenhielt. Er

hatte Sakhmo-Chan kennengelernt und das anonyme System auf Dr. Sabonnes Welt. Aber Julian Tifflor, der Diktator, schien ihm schlimmer als beide zusammengenommen.

Er verbrachte drei Tage, ohne daß der Diktator jemals seiner bedurfte. Am zweiten Tag ersuchte er um die Erlaubnis, eine Stadtrundfahrt zu machen, und erhielt sie. Sie war auf drei Stunden befristet. Ein Fahrzeug wurde ihm zur Verfügung gestellt - eines, in das man von außen nicht hineinsehen konnte- und einer der beiden Roboter hatte ihn zu begleiten. Julian zweifelte keine Sekunde daran, daß der Wagen ebenso ausgerüstet war wie sein Büro: mit einem Mikrophon, einer Kamera und einer geheimen Waffe, die ihn unschädlich machen würde, sobald er etwas tat, was der Computer als regelwidrig empfand.

Die Fahrt verlief ereignislos, Wie Julian es erwartet hatte. Nach seiner Rückkunft sandte er einen der beiden Roboter nach zwei Tuben farbigen Markierungsmittels, einer gelben und einer blauen. Als das Gewünschte gebracht wurde, malte er dem einen Roboter hinten und vorne ein gelbes Kreuz auf den metallenen Körper, dem andern ein blaues.

»Ich habe die Nase voll«, erklärte er, »euch beide nicht

voneinander unterscheiden zu können. Von jetzt an heißt du Yellow und du Blue, verstanden?«

Die Maschinenmenschen bekundeten ihr Einverständnis. Julian kehrte in seinen Arbeitsraum zurück und benutzte die Tube gelben Inhalts, um das Gehäuse des manipulierten Radiokom-Apparates wieder auf das Fundament zu kleben, ein Zweck, für den sich die ätzende Markierungssubstanz, da sie das Plastikmaterial des Gehäuses anlöste, vorzüglich verwenden ließ. Auf diese Weise brachte er es fertig, daß die Verkleidung nun so fest auf der Unterlage ruhte, als wäre sie wie eh und je angeschweißt. Die Verbindung hielt allerdings einem stärkeren Zugriff nicht stand; aber er glaubte kaum, daß jemand hier hereinkommen und mit aller Kraft an dem Gehäuse rütteln würde.

Inzwischen hatte er Zeit gehabt, seinen Plan auszuarbeiten. Er war dabei gezwungen, von einer Reihe von Voraussetzungen auszugehen, die zwar in höchstem Grade plausibel waren, deren Richtigkeit sich jedoch vorläufig nicht beweisen ließ. Eine dieser Voraussetzungen war, daß der Rechneranschluß, der sich in diesem Raum befand, dem Computer gegenüber die höchste Priorität hatte, da er ja dem Alleinherrschер des Imperiums selber gehörte. Mit welcher Aufgabe der Computer auch immer gerade beschäftigt sein mochte, er würde sie unterbrechen, um einen Anruf, einen Befehl oder eine Frage von dieser Endstelle entgegenzunehmen, die in einem der beiden Büros des Großadministrators stand. Die zweite Voraussetzung war die, daß die Rechner durch Einfütterung eines Übermaßes an Daten lahmgelegt werden könne - besonders dann, wenn diese Daten von einer Endstelle mit höchster Priorität kamen.

An diesem Abend tat Julian mit dem Rechneranschluß dasselbe, was er am Tage zuvor mit dem Radiokom getan hatte: Er setzte ihn wieder in Betrieb. Auch hier leistete ihm der gelbe Markierungsstoff gute Dienste. Noch ein weiteres Gerät wurde instand gesetzt: ein Belegleser, der Bücher ebenso wie Mikrofilme oder einfach Bilder verdauen konnte.

Am nächsten Tag benutzte Julian den Radiokom-An-schluß zum erstenmal für seinen eigentlichen Verwendungszweck: Er rief die Auskunftei an und erfuhr Anschlußkode und Adresse zweier Personen, Reginald Bull und Dahya Petrasch. Sie lebten beide in dieser Stadt, Bull offenbar immer noch im Besitz seines Aktivators, nachdem er von der Revolution vor 209 Jahren recht gimpflich behandelt und einfach an die Seite geschoben worden war. Dahya Petrasch hatte dieselbe Adresse wie auf der anderen Bezugsebene, ein Umstand, der Julians Vorhaben nicht unwesentlich erleichterte. Nach der Benutzung des Radiokoms machte er das Gerät von neuem funktionsunfähig und brachte mit gelber Markierungspaste das Gehäuse wieder an.

Ansonsten verbrachte er den Tag untätig. Am vierten Tag jedoch bat er den Diktator erneut um die Erlaubnis für eine Ausfahrt. Der andere Tifflor zeigte sich leutseliger als je zuvor. Entweder hatte die Lebensführung seines Doppelgängers ihn mittlerweile von dessen Harmlosigkeit überzeugt, oder die zusätzliche Programmierung des Computers war soweit gediehen, daß sie in Kürze die Sonderstellung des zweiten Julian Tifflor mit in Rechnung ziehen konnte. Wie dem auch immer sein mochte: Julian erhielt die Erlaubnis, sechs Stunden lang nach Belieben spazierenzufahren.

Die Anordnung war dieselbe wie zwei Tage zuvor: dasselbe Fahrzeug und Begleitung durch einen Roboter. Julian wählte Yellow.

Als Fahrtziel gab Julian den Edenhall-Park an, ein mehrere Quadratkilometer großes Gelände, das zur Erholung und Entspannung der Bürger unweit der Stadtmitte angelegt worden war und sich aus mehreren künstlich geschaffenen Urlandschaften der Erde zusammensetzte. Die größeren Wege des Parks waren für den Kraftfahrzeugverkehr zugelassen, die Mehrzahl der Pfade blieb jedoch den Fußgängern vorbehalten. Die Ausfahrt begann um zehn Uhr, eine Zeit also, zu

der der Park gewöhnlich leer war. Der Autopilot verarbeitete Julians Befehl zu einer Serie von Steuersignalen, die den Gleiter automatisch an die gewünschte Adresse dirigierten. Am Eingang zum Park allerdings endete das städtische System der Funksteuerung. Von hier an war der Autopilot nicht mehr zu gebrauchen. Der Fahrer mußte sich selbst ans Steuer setzen und war gehalten, im Innern des Parkgeländes die Geschwindigkeit seines Fahrzeugs 20 km/Std nicht übersteigen zu lassen.

Wie selbstverständlich übernahm Julian die Lenkung des Wagens, als der Autopilot durch ein rotes Warnsignal anzeigen, daß er nicht mehr weiter könne. Er war nicht sicher, ob Yellow gegen diese Eigenmächtigkeit Einwände erheben würde; aber anscheinend besaß der Roboter für einen Fall wie diesen keine eigenen Anweisungen. Er ließ es widerspruchslos geschehen, daß Julian die Rolle des Chauffeurs übernahm.

Julian kannte den Park wie seine eigene Tasche. Sein Plan ging von der Annahme aus, daß dieser Park dem, bei dessen Planung er geholfen hatte, ebenso glich wie der Rest der Stadt der ändern. Im westlichen, am weitesten stadt auswärts gelegenen Teil des Geländes war eine Berglandschaft geschaffen worden, deren Struktur und Bepflanzung an den Himalaja erinnerten. Es gab eine stellenweise tief eingeschnittene Schlucht mit dem Namen Tensing-Gorge. Diese Schlucht war Julians Ziel.

Der Fahrweg führte stellenweise dicht am Rande der Tensing-Gorge entlang, durch eine wilde, verworrene Felslandschaft, auf deren Vorsprüngen Krüppelkiefern wuchsen. Yellow hielt den Blick starr geradeaus gerichtet. Den Roboter beeindruckte die romantische Schönheit der künstlichen Landschaft nicht. Julian hielt sich an die Geschwindigkeitsbegrenzung: Der Gleiter bewegte sich mit einem Tempo von 18 km/Std.

Der Weg beschrieb eine Kurve. An dieser Stelle traten die Felsen besonders eng zusammen, und die Ränder der Schlucht näherten sich einander bis auf weniger als zwanzig Meter. Mit der Hand, die bisher untätig auf dem Oberschenkel geruht hatte, gab Julian der Steuersäule

einen Stoß nach rechts, so schnell, daß Yellow, der immer noch geradeaus schaute, nichts davon bemerken konnte. »Vorsicht!« schrie Julian. »Der Wagen schert aus!« Yellow reagierte blitzschnell. Er warf sich nach links hinüber auf die Seite des Fahrers und suchte, das Steuer zu ergreifen. Julian wurde durch das Gewicht des Roboters gegen die Tür gepreßt. Blitzschnell drückte er den Schalter, der das Triebwerk des Fahrzeugs deaktivier-te. In der nächsten Zehntelsekunde hatte er die Tür geöffnet.

Yowls schnelle Reaktion kam zu spät. Der Wagen war nur wenige Meter vom Rande der Schlucht entfernt gewesen. Da das Triebwerk abgeschaltet war, gehorchte das Fahrzeug dem Steuer nicht mehr. Das Luftkissen wurde rasch abgebaut. Unmittelbar am Rand der Schlucht schlug der Wagen zu Boden und prallte ab. Das war der Augenblick, auf den Julian gewartet hatte. Er ließ sich seitwärts aus der offenen Tür fallen. Neben ihm rutschte der Gleiter über den Rand der Schlucht hinweg und stürzte polternd in die gähnende Tiefe. Julian überschlug sich und folgte dem abstürzenden Fahrzeug. Er jedoch hatte den Punkt, an dem er seinen Sturz begann, mit Sorgfalt ausgewählt. Er glitt über rauhes Felsgestein, das ihm die Haut aufschürfte und die Kleidung zerriß. Er hatte die Hände ausgestreckt, um den Fall zu bremsen, und die scharfen Kanten der Steine schnitten ihm ins Fleisch und rissen tiefe Wunden. Er schlug mit dem Schädel gegen einen Felsen und war ein paar Augenblicke lang halb bewußtlos.

Als er zu sich kam, lag er auf einem breiten Felsvorsprung, der fünfzig Meter über dem Boden der Schlucht aus der Wand hervortrat. Er fühlte sich wie gerädert und gleichzeitig befriedigt; denn so

etwa hatte er es sich ausgerechnet. Der Vorsprung lag knapp zwanzig Meter unterhalb des Schluchtrandes. Die Wand war hier nicht so steil wie anderswo. Er würde ohne Mühe hinaufgelangen. Er spähte in die Schlucht hinunter, aber die Dunkelheit verbarg den abgestürzten Gleiter. Er war si-

eher, daß Yellow mitsamt dem Fahrzeug sein mechanisches Leben ausgehaucht hatte.

Er zog sich die halb zerrissene Jacke mit dem verräterischen Stern vom Leib und verbarg sie unter einem Felsklotz. Dann machte er sich an den Aufstieg. Die Hände bluteten, und Blut lief ihm auch von einer Platzwunde auf der Stirn. Um so besser, um so glaubwürdiger würde sich seine Geschichte anhören, die er irgendwann einmal zu erzählen haben würde.

Er kletterte seitwärts, von der Stelle des Absturzes fort. Es war möglich, daß einer der wenigen Spaziergänger, die um diese Zeit den Park bevölkerten, den Lärm des stürzenden Gleiters gehört hatte und zur Unfallstelle eilte. Das letzte jedoch, was Julian im Sinne lag, war die Begegnung mit einem Bürger dieser Welt.

Das Klettern machte ihm mehr Mühe, als er erwartet hatte. Der Sturz hatte ihn mitgenommen. Er mußte mehrmals eine Pause einlegen und beobachtete, wie sich weiter links am Rande der Schlucht eine kleine Gruppe von Menschen zu sammeln begann, die aufgeregt die Schleifspuren des Gleiters examinierte und über den Rand hinweg in die Schlucht hinabstarnte. In wenigen Augenblicken würde es hier von Polizisten und SolAb-Männern wimmeln, denn das Unglück war von dem Computer, der sowohl mit dem Fahrzeug, als auch mit Yellow in Verbindung gestanden hatte, ohne Zweifel registriert worden.

Julian erreichte den Rand der Schlucht im Schütze eines Gestüpps von Zwergkiefern. Er gönnte sich eine kurze Pause und nützte die Zeit, das von der Platzwunde herrührende Blut im Gesicht zu verschmieren. Auf diese Weise machte er sich wenigstens dem flüchtigen Blick unkenntlich. Nach seiner Erinnerung gab es etwa fünfzehn Minuten entfernt, in einem weniger wildromantischen Teil des Parks, eine Batterie von Bildsprechzellen. Dorthin machte er sich auf den Weg.

Die Benutzung der öffentlichen Anschlüsse war frei, wie er es von seiner Bezugsebene gewöhnt war. Er wählte einen der beiden Anschlußkodes, die er auswendig ge-

lernt hatte. Das Freizeichen blinkte ein paarmal, dann leuchtete der Bildschirm auf und zeigte das Gesicht einer jungen Frau.

Die Ähnlichkeit war so vollkommen, daß Julian für eine Sekunde der Atem stockte. Das war Dahya, wie er sie in Erinnerung hatte: das lange, blonde Haar, die grünen Augen, die fein geschnittene Nase und der etwas zu breite Mund. Sie schien vor seinem Anblick zu erschrecken. Er sah sie von der Kamera zurückfahren. Die Brauen wölbten sich fragend in die Höhe. Erst dann trat der Reflex des Erkennens in die großen Augen.

»Du ...?« fragte sie halb verächtlich, halb ärgerlich. »Was willst du?«

Die Ähnlichkeit war so verblüffend, daß er sich einen Atemzug lang vom Ton der Frage verletzt fühlte. Es machte ihm Mühe, sich auf die Wirklichkeit zu besinnen.

»Ich bin nicht der, den Sie in mir vermuten«, erklärte er mit fester Stimme. »Ich führe zwar denselben Namen, aber ich bin nicht der Diktator. Hören Sie gut zu: Haben Sie schon einmal vom Parachron-Ef fekt gehört?«

Sie war verwirrt.

»Ja«, antwortete sie nach einem Nachdenken.

»Ich bin eines seiner Opfer. Ich stamme von einer anderen Bezugsebene. Der Diktator hat mich in seiner Gewalt. Ich brauche Hilfe, um von hier zu fliehen. Wollen Sie mir helfen?«

Sie musterte ihn aufmerksam.

»Wenn Ihre Stimme nicht wäre«, sagte sie schließlich, »würde ich das Ganze für einen von seinen abscheulichen Tricks halten. So aber glaube ich Ihnen. Wo sind Sie? Kommen Sie zu mir?«

»Ich nehme an, Sie sind sicher, daß es in Ihrer Wohnung keine Abhörvorrichtungen gibt.«

»Ziemlich«, bejahte sie. »Nachdem er mich abgelegt hat, hält Julian mich nicht mehr für gefährlich.«

Sie sagte das in bitterem, zynischen Tonfall.

»Trotzdem ist es besser, wenn Sie zu mir kommen«, schlug er vor. »Ich bin nicht weit von Ihrer Wohnung, im Edenhall-Park. Kennen Sie den indischen Pavillon?«

»Ja, natürlich.«

»Auf der Ostseite stehen hohe Hibiskushecken. Ich stecke in den Hecken.« Sie sah auf die Uhr.

»Ich bin in zehn Minuten dort«, versprach sie.

Er erreichte die Ostseite des Platzes, auf dem der ostindische Pavillon stand, ohne von jemand gesehen zu werden. Die Hibiskushecken waren dicht und über und über mit grellen roten Blüten besät. Er drang in das Gebäude ein und machte es sich auf dem Boden bequem. Nach Ablauf der genannten Zeit erschien Dahya. Er dirigierte sie durch halblaute Rufe.

Sie setzte sich ihm gegenüber. Er starrte sie an, bis sie unter seinem Blick verlegen wurde.

»Strecken Sie den rechten Arm aus«, bat er sie.

Sie gehorchte. In der Armbeuge fand er das winzige, schwarze Mal, das er so gut kannte.

»Verzeihen Sie meine Ungezogenheit«, bat er. »Ich weiß, daß Sie nicht die Frau sind, die ich kenne. Aber Sie gleichen ihr aufs Haar, und es fällt mir schwer zu glauben, daß ich eine Fremde vor mir habe.«

Sie lächelte freundlich. Erst nach einer Weile antwortete sie:

»Ich habe mich mit der Theorie der Paralleluniversen befaßt. Wer will da überhaupt von Ähnlichkeit und Fremdheit sprechen? Gibt es nicht einen Grad der Ähnlichkeit, des Körpers und des Geistes, der es völlig unerheblich macht, ob eine Begegnung mit dem vermeintlich Fremden schon einmal stattgefunden hat?« Sie lachte laut auf und wischte mit der Hand durch die Luft. »Aber da sitze ich und rede, während Sie dringende Probleme auf der Seele haben. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich brauche eine Parachron-Apparatur«, antwortete Julian, ohne zu zögern. »Sie haben sich mit der Hypothese der Paralleluniversen befaßt: Wissen Sie, was das ist?«

»Ich habe eine ungefähre Vorstellung davon«, nickte sie. »Allerdings bin ich keine ausgebildete Wissenschaftlerin.«

»Das weiß ich«, lächelte er. »Ich hatte an den Beistand eines Dritten gedacht.«

»Wen meinen Sie damit?«

»Reginald Bull.«

Sie schien zu erschrecken.

»Wie kommen Sie darauf, daß zwischen Bully und mir eine Verbindung besteht?« sprudelte sie hervor.

»Sagte ich das?« fragte er freundlich.

»Nein, nicht direkt, aber ...«

Sie schüttelte den Kopf.

»Entschuldigen Sie, ich weiß nicht, was ich rede. Ihre Ähnlichkeit mit... ihm ist so verblüffend, daß ich mich augenblicklich in die Ecke gedrängt fühle und meine, ich müßte mich verteidigen. Selbstverständlich haben Bully und ich Kontakt, und noch ein paar andere Leute. Lauter Ehemalige, die von ihm als vergleichsweise harmlos betrachtet werden. Ein ehemaliger Staatsmarschall, eine ehemalige Geliebte, und so weiter.«

»Vielleicht könnte Bully helfen«, versuchte Julian, das Gespräch wieder auf die ursprüngliche Bahn zu lenken. »Es dreht sich in der Hauptsache um den Howalgonium-Kristall, den ich für den Wandler brauche. Und nebenbei auch noch um eine Handvoll von Dingen, die ich in dieser Liste verzeichnet habe.«

Er zog ein Stück Schreibfolie aus der Tasche und reichte sie ihr.

»Ich bin sicher, daß Bully mit von der Partie sein wird«, versicherte sie ihm. »Und sei es nur, um Tiffloren Schrecklichen eins auszuwischen!«

»Ich bin voll und ganz auf Sie angewiesen«, bekannte Julian ein wenig verlegen. »Ich bin mir bewußt, daß ich Sie durch meine Bitten unter Umständen in Schwierigkeiten bringe. Aber mir bleibt

nichts anderes übrig, als...«

»Vergessen Sie Ihre Entschuldigungen«, unterbrach sie ihn freundlich. »Wir alle sind Unterdrückte, und was

wir tun können, um einem anderen Unterdrückten zu helfen, das wird getan werden.«

Er schilderte, wie er dem anderen Tifflor in die Hände gefallen und wie es ihm seitdem ergangen war. Dahya hörte ihm wortlos zu. Manchmal empfand er ein schier überwindliches Verlangen, sie in die Arme zu nehmen. Aber er beherrschte sich. Es war ihm gelungen, eine Brücke des Vertrauens zu dieser Frau zu schlagen, die von seinem Doppelgänger betrogen worden war. Plumpheit hätte diese Brücke augenblicklich zerstört.

Sie schwieg lange Zeit, als er geendet hatte.

»Ja, so ist er«, seufzte sie schließlich. »So war er schon immer, wenigstens seit ich ihn kenne.«

Sie reichte Julian die Hand.

»Wir werden Ihnen helfen«, versprach sie fest.

Sie trafen noch einige Vereinbarungen, dann machte sich Dahya auf den Heimweg.

Julian erreichte, ohne gesehen zu werden, die Batterie von Bildsprechzellen. Von der Auskunftei erfragte er den Anschlußkode des Großadministratoramtes. Da der öffentliche Bildsprechanschluß das Bild automatisch mitübertrug, ohne dem Bildsprechteilnehmer eine Wahl zu lassen, stellte er sich so zur Seite, daß er wohl den Bildschirm sehen, aber selbst nicht von der Kamera erfaßt werden konnte.

Ein Robot meldete sich, verkleidet in die Gestalt einer hübschen, jungen Frau.

»Bitte?« sagte sie einfach.

»Ich möchte den Großadministrator sprechen«, sagte Julian.

»Tut mir leid, das ist nicht möglich«, wurde ihm mitgeteilt.

»Es ist dringend«, behauptete Julian. »Die Staatssicherheit hängt von diesem Gespräch ab.«

»Ich kann Sie nicht sehen«, bemerkte der Roboter. »Bitte zeigen Sie sich.«

»Das geht nicht«, antwortete Julian. »Mein Äußeres hängt eben mit dieser Staatssicherheit zusammen.«

»Ich bedaure«, sagte der Roboter, »aber ...«

»Lassen Sie mich wenigstens einen der höheren Beamten sprechen«, unterbrach Julian.

»Ich verbinde Sie mit dem Ressortleiter Innere Sicherheit!«

Das Bild wechselte. Ein mürrischer, älterer Mann erschien.

»Ich möchte den Großadministrator sprechen«, erklärte Julian von neuem.

Der Mann verzog das Gesicht.

»Das möchten allzu viele«, knurrte er, »deswegen lassen wir es grundsätzlich nicht zu.« Er blinzelte. »Oder haben Sie ein Kodewort?«

Julian hatte das »Nein« schon auf der Zunge, da fiel ihm ein, daß diese Frage eine andere als die vermutete Bedeutung haben könne. Der Diktator war über den Unfall ohne Zweifel längst informiert worden. Man hatte den Gleiter und den Roboter auf dem Boden der Schlucht gefunden, aber nicht Julian Tifflors Doppelgänger. Dem Tyrannen blieben zwei Möglichkeiten: anzunehmen, daß sein Double das Unglück absichtlich inszeniert habe, um ihm zu entkommen, oder zu glauben, daß es sich um einen echten Unfall handelte und sein Doppelgänger sich heimlich entfernt habe, um von den Suchtrupps nicht gesehen zu werden. In diesem letzteren Falle mußte er annehmen, daß der Verschollene auf irgendeine Weise versuchen würde, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Hatte er deswegen an die Angestellten seines Amtes eine Liste mit Kodewörtern verteilt, anhand deren der Anrufende sich identifizieren konnte?

»Wenn Sie einen amtlich anerkannten Kode meinen«, antwortete Julian dem Beamten, »dann muß ich verneinen. Ich könnte jedoch ein paar Worte nennen, die ich Sie bitte, dem Lordmarschall zu übermitteln, so daß er selbst entscheiden kann, ob er diesen Anruf entgegennehmen will oder nicht.«

Der Ressortchef nickte.

»Können Sie nicht ein wenig näher vor die Kamera treten?« fragte er.

»Das ist leider unmöglich«, beharrte Julian.

»Also gut. Nennen Sie ein paar von Ihren Wörtern.«

»Parachron«, sagte Julian. »Stellvertreter, Le-venstein...«

»Halt, das genügt!« wurde er unterbrochen. »Ich leite das Gespräch weiter.«

Der Bildschirm flackerte. Ein paar Sekunden vergingen; dann erschien das Gesicht des Diktators. Julian trat vor die Kamera.

»Wo, zum Teufel, stecken Sie?« herrschte der andere Tifflof ihn an.

»Im Edenhall-Park, wo sonst?«

»Genau wo?«

Julian beschrieb seine Position.

»Bleiben Sie dort, ohne daß Sie jemand sehen kann!« befahl der Diktator. »Ich schicke einen Robotwagen.« Er grinste diabolisch. »Und wenn Sie hier sind, unterhalten wir uns ein wenig über Ihren merkwürdigen Unfall!«

»Es hat wenig Zweck«, erklärte der andere Tifflof kalt, »Sie zu fragen, mit welcher Absicht Sie diesen Unfall inszeniert haben. Man wird die Wahrheit auf andere Weise aus Ihnen herausbringen.«

»Reden Sie keinen Quatsch!« wies Julian die Unterstellung zurück. »Wie geht es Yellow?«

Er hatte den Tyrannen aus dem Gleichgewicht gebracht, das sah man an seinem ungläubigen, erstaunten Gesicht.

»Wer ist Yellow?«

»Der Robot, der mit mir fuhr.«

»Um den machen Sie sich Gedanken?!«

»Um wen sonst?« lächelte Julian. »Ich habe mich an ihn gewöhnt.«

»Ein Haufen Schrott«, antwortete der andere Tifflof wegwerfend. »Genau wie der Gleiter. Was haben Sie in den Stunden nach dem Unfall getrieben?«

Julian befühlte die Beule und das geronnene Blut auf seiner Stirn.

K »Zunächst lag ich eine Zeitlang bewußtlos«, antwortete er. »Ich hatte das Unglück kommen sehen und rechtzeitig die Tür geöffnet, um hinauszuspringen. Allerdings bewahrte mich das nicht vor dem Sturz, nur kam ich auf ein Felsplateau zu liegen, das sich in bedeutender Höhe über dem Boden der Schlucht befindet. Ich sah, daß sich am Schluchtrand ein Haufen Neugieriger zusammengefunden hatte. Ich wußte, daß ich mich nicht sehen lassen durfte. Ich verbarg die Uniformjacke unter einem Stein und kletterte seitwärts die Wand der Schlucht hinauf. Das war mühsam, denn plötzlich waren überall Leute, die mich sehen konnten, wenn ich nicht vorsichtig genug war, und zweitens war ich ziemlich schwach. Ich muß wenigstens eine Stunde gebraucht haben, um den Schluchtrand zu erreichen.«

»Warum haben Sie sich nicht einfach den Polizisten gezeigt, die den Unfall untersuchten?«

Julian grinste.

»Ich wollte sie vor dem Schicksal bewahren, das Simon Levenstein und den vier SolAb-Leuten widerfahren ist.«

»Weiter!«

»Ich verbarg mich eine Zeitlang in den Büschen. Dann machte ich mich auf die Suche nach einer Bildsprechzelle. Ich wußte, daß Sie meinen Anruf erwarteten, aber es dauerte eine Weile, bis ich an eine Zelle kam, die leer war.«

Der Tyrann musterte ihn scharf.

»Wie kam der Unfall zustande?«

Julian zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß es nicht. Das Steuer versagte plötzlich. Der Wagen zog nach rechts. Yellow wollte eingreifen. Ich nehme an, daß er dabei versehentlich das Triebwerk ausgeschaltet hat...«

»Warum nehmen Sie das an?« unterbrach der andere Tifflof scharf.

»Weil das Fahrzeug aufschlug, bevor es in die Schlucht stürzte. Das war ungefähr eine halbe Sekunde, bevor ich ausstieg.«

Der Diktator hatte die Arme auf dem Rücken verschränkt und ging ein paar Schritte auf und ab.

»Ich werde mich mit Ihren Worten nicht zufriedengeben«, erklärte er. »Zunächst wird das Wrack untersucht. Man wird sich bemühen, die Ursache des Unfalls eindeutig zu ermitteln. Und Ihnen steht selbstverständlich ein psychophysisches Verhör bevor.«

Julian erhob sich gelassen aus seinem Sessel.

»Ich kenne Leute«, bemerkte er leichthin, »die leiden viel weniger an Verfolgungswahn als Sie.« Der andere Tifflor ging nicht darauf ein.

»Kehren Sie auf Ihren Posten zurück!« befahl er seinem Doppelgänger.

In Wirklichkeit war er mit dem Ausgang des Verhörs nicht sonderlich unzufrieden. Seine Argumente waren plausibel gewesen. Nicht zuletzt sprach der Umstand, daß er sich so bald bei dem Tyrannen gemeldet hatte, für ihn. Er war bereit zu glauben, daß das Wrack des Fahrzeugs nach der Unfallursache durchforscht werden würde. Aber er zweifelte, ob ein psychophysisches Verhör wirklich beabsichtigt war. Das Verhör würde ihn mehrere Wochen lang aus dem Verkehr ziehen, indem es ihn in die Obhut eines Psychiaters zwang. Dem Diktator konnte nichts daran liegen, sein Double für eine derart lange Zeitspanne zu verlieren und obendrein andere Leute ins Vertrauen ziehen zu müssen.

In aller Ruhe wartete er drei weitere Tage ab. Das Leben in dem kleinen Appartement war langweilig, aber er zwang sich dazu, die Langeweile ohne Murren zu ertragen. Einmal ersuchte er den anderen Tifflor um die Genehmigung zu einem weiteren Stadtausflug, erhielt jedoch eine abschlägige Antwort. Man hatte ihn mit einer neuen Uniform ausgestattet, aber Yellow war nicht ersetzt worden. Er hatte jetzt nur noch Blue als Wärter.

Am vierten Tag setzte er den Radiokom-Anschluß in Betrieb und führte ein kurzes Gespräch. Dahya meldete sich sofort.

»Der Heimatlose«, stellte er sich vor, als er den fragenden Ausdruck auf ihrem Gesicht bemerkte.
»Sehen Sie hier: die Beule!«

Sie lächelte.

»Das war notwendig. Die Ähnlichkeit ist wirklich unglaublich!«

»Ich möchte Sie fragen ...«

»Ich weiß! Die Teile sind beschafft. Mehr als das! Wir haben ein Arbeitsteam gebildet. Sie brauchen sich um den Zusammenbau der Apparatur nicht zu kümmern. Morgen abend steht alles.«

Er war erstaunt.

»Ich ahnte nicht, daß Bully soviel von Parachron-Phy-sik versteht.«

»Es war nicht Bully«, wehrte sie ab. »Wir haben ein paar Wissenschaftler in unserem Team.«

»Also, wo?« fragte er.

»Im Edenhall-Park. In der Nähe des Unfallorts.«

»Wann soll ich dort sein?«

»Können Sie sich das einrichten?«

»Zumindest innerhalb gewisser Grenzen«, lächelte er. »Schließlich habe ich meinen Plan.«

»Morgen, gegen Mitternacht?«

Er überlegte kurz.

»Abgemacht.«

Er sah, daß sie abschalten wollte.

»Warten Sie noch einen Augenblick«, bat er. »Sie wissen, daß die Möglichkeit besteht, daß dieses Gespräch abgehört wird. In diesem Fall sind wir beide so gut wie tot. Ich möchte Ihnen danken für alles, was Sie für mich getan haben. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber... ich bin Ihnen und Ihren Freunden unendlich dankbar.«

Sie sah ihn voller Ernst an. Und dann, plötzlich, sagte sie etwas völlig Unerwartetes.

»Die Dahya auf Ihrer Welt muß eine glückliche Frau sein.«

Dann schaltete sie ab.

Am nächsten Tag begann Julian mit den Vorbereitungen zu seinem nächtlichen Unternehmen. Er entnahm der kleinen Bibliothek einen Bildband, dessen Inhalt aus etwa neunzigtausend Worten mit

insgesamt fünfhunderttausend Buchstaben oder Zeichen bestand, und plazierte ihn auf den Belegleser, den er zuvor betriebsbereit gemacht hatte. Ebenso hatte er den Rechneranschluß aktiviert. Er stellte die Verbindung mit dem Computer her und erteilte den Befehl, daß alle dem Bildband entnommene Information im Kernspeicher des Rechners aufzubewahren sei.

Der Belegleser brauchte rund drei Sekunden, um den Bildband, der aus einem Streifen Mikrofilm bestand, von Anfang bis zu Ende zu lesen. Die Automatik des Lesers war angewiesen, den Film zurückzuspulen und von neuem zu lesen, bis ihr ein gegenteiliger Befehl gegeben wurde. Das Zurückspulen nahm ebenfalls drei Sekunden in Anspruch. Auf diese Weise wurden pro Minute rund fünf Millionen Zeichen in den Kernspeicher des Computers gelesen. Julian rechnete konservativ, daß die Kapazität des Kernspeichers etwa eine Milliarde Zeichen betrug. War diese Milliarde eingelesen, so hatte der Rechner keinen Platz mehr, um die Aufgaben zu verrichten, die ihm angetragen wurden.

Julian ließ den Mikrofilm vierzig Minuten lang ablaufen. Auf diese Weise besetzte er zweihundert Millionen Zellen des Kernspeichers. Das war ein Anfang, der ihm heute abend Zeit und Risiko sparen würde. Auf der anderen Seite war der Computer, dessen Speicher nur zu einem Fünftel seiner Kapazität besetzt war, vorläufig noch voll funktionsfähig, so daß niemand die Manipulation bemerkten würde.

Er tat den Bildband in die Bibliothek zurück und deaktivierte sowohl den Belegleser als auch den Rechenanschluß. Danach blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen, was ihm um so schwerer fiel, je weiter der Tag fortschritt. Um 17 Uhr setzte erden Belegleser von neuem in Tätigkeit. Alle sechs Sekunden ein-mal wurde der Bildband gelesen und sein Inhalt in den

Kernspeicher des Rechners überführt. Die Bürozeit der Tagschicht war vorüber. Die Nachschicht hatte ihre Posten bezogen. Sie war zahlenmäßig weitaus schwächer als die Tagschicht, und etwa in demselben Maße würde sich demzufolge auch die Benutzung des Computers verringern. Das bedeutete für Julian einen gewichtigen Vorteil: Man würde später entdecken, daß mit dem Rechner etwas nicht in Ordnung war.

Nach seiner Berechnung mußte etwa um 19:30 Uhr der Kernspeicher so vollgestopft sein, daß der Computer die ersten Beschwerden wegen mangelnder Verwendbarkeit des Rechners einlaufen. Um diese Zeit mußte Juli-ans Aktion schon angelaufen sein; denn sein Plan konnte nur dann Erfolg haben, wenn es ihm gelang, den Diktator in seine Gewalt zu bekommen, bevor der vom Versagen des Computers erfuh.

Um 19:10 schickte Julian den Roboter Blue, eine weitere Tube Markierungsstoff für ihn zu besorgen. Er erinnerte sich, daß er beim letztenmal rund zwölf Minuten für diese Besorgung gebraucht hatte. Um 19:15 verließ Julian seinen Arbeitsraum - zum letztenmal, wie er sich sagte, denn wenn sein Vorhaben gelang, war er frei, und wenn es fehlschlug, würde er den morgigen Tag nicht mehr erleben.

Sobald der Computer ausgefallen war, gab es in diesem Gebäude für ihn nur noch eine Gefahr: die Roboter, die aufgrund ihrer positronischen Intelligenz zwischen dem Diktator und seinem Doppelgänger unterscheiden konnten. Ihnen mußte er aus dem Weg gehen. Hilfe hatte er nur von den Menschen zu erwarten, die hier arbeiten, und von ihnen auch nur, weil er den Effekt der Überraschung auf seiner Seite hatte.

Er passierte unbehindert einige leere Gänge und gelangte schließlich in den Bürobereich des Großadministratoramtes. Es war 19:21, als er den Arbeitsraum des Ressortleiters für Innere Sicherheit betrat, des nächtlichen Äquivalents des Mannes, der ihn am Tage des Unfalls mit dem Diktator verbunden hatte. Der Mann, obwohl in Zivil, sprang hinter seinem Schreibtisch auf und nahm militärische Haltung an. Julian kannte ihn von der anderen Bezugsebene. Er war ein junger, strebsamer Mann und hieß Karel Mortimer. Er war intelligent, und es würde einiger Vorsicht bedürfen, um ihn nicht merken zu lassen, was hier gespielt wurde.

Julian ließ sich in einen Sessel fallen.

»Setzen Sie sich, Mortimer«, sagte er zu dem Ressortleiter. »Ich habe ein Problem und möchte, daß Sie mir dabei helfen.«

Mortimer gehorchte. In seinem Gesicht stand Ratlosigkeit. Es war vermutlich das erstemal, daß der Lordmarschall sich mit einem Gesuch um Hilfe an ihn wendete.

»Es hat sich ein Doppelgänger in diesem Gebäude eingenistet«, erklärte Julian. »Mein Doppelgänger. Ich habe das erst vor kurzem erfahren, als ich mein Ausweichbüro aufsuchen wollte.«

Mortimer war so schockiert, daß er nichts zu sagen wußte.

»Klappen Sie den Mund wieder zu!« forderte Julian ihn auf. »Der Mann muß sofort unschädlich gemacht werden.«

»Selb ... selbstverständlich«, stotterte Mortimer: »Das ist ja ... wie kann so etwas geschehen?«

»Parachron-Effekt«, antwortete Julian knapp. »Ein gezielter Anschlag aus einer anderen Bezugsebene auf unser Staatswesen. Rufen Sie Ihre Leute zusammen, Mortimer! Schnelligkeit ist das Gebot des Augenblicks!«

Aufgeregt führte Mortimer drei kurze Interkomgespräche. Augenblicke später begann der kleine Arbeitsraum, sich mit Menschen zu füllen. Beim Anblick des Lordmarschalls erstarrten sie in Ehrfurcht. Runde eins ging an Julian Tifflor, den Heimatlosen. Niemand hegte auch nur den geringsten Zweifel an seiner Identität. Runde zwei begann in dem Augenblick, in dem sie herausfanden, daß der andere Tifflor genauso aussah wie er.

Er wiederholte seine Anschuldigung gegen den Doppelgänger.

»Solange er sich in meinem Büro aufhält, ist er nahezu unangreifbar«, fügte er hinzu. »Wir müssen annehmen, daß er mit den Sicherheitsvorrichtungen ebenso vertraut ist wie ich. Er muß auf neutralen Boden gelockt werden, damit wir ihn überwältigen können.« Er wandte sich an den Ressortchef. »Mortimer, das ist Ihre Aufgabe.«

Mortimer hatte die Sache auf sich zukommen sehen und seinen Denkapparat auf Hochtouren laufen lassen. Sein Plan war fertig.

»Die Ortungszentrale!« rief er. »Ich werde ihn wissen lassen, daß wir einen Reflex entdeckt haben, der darauf hinweist, daß sich jemand auf unterirdischem Wege dem Gebäude zu nähern sucht.«

»Er wird einfach verlangen, daß das Ortungsergebnis auf seinen Bildschirm umgeschaltet wird«, versuchte Julian, den Vorschlag zu entkräften.

»Dabei verliert er die Hälfte des Details«, ereiferte sich Mortimer. »Der Bildschirm in Ihrem Büro ist für Daten- und Bildübertragung ausgestattet, nicht aber für die Übertragung komplexerer Strukturen, also eines Orterreflexes.«

Julian gab sich geschlagen. Mortimer schickte seine Leute aus dem Büro und trug ihnen auf, in der Nähe der Ortungszentrale Posten zu beziehen. Es war 19:32. Inzwischen mußte Blue längst rrfit der Markierungspaste zurückgekehrt sein, hatte seinen Schützling vermißt und suchte nun nach ihm. Wenn die Suche erfolglos war, würde er Alarm schlagen. Bis dahin mußte der Diktator auf dem Wege zur Zentrale sein, sonst schlug das Vorhaben fehl.

Mortimer bekam sofort Verbindung mit dem Büro des anderen Tifflor. Julian, in einer Ecke sitzend, sah sein Gesicht zu einer Maske erstarrten, als er den Tyrannen auf dem Bildschirm erblickte. Er trug seinen Spruch vor. Der tiefe Ernst, mit dem er sprach und der in Wirklichkeit ein Ergebnis der Konfrontation mit zwei Männern gleichen Aussehens war, mochte auf den Diktator den Eindruck machen, daß er eben die Beobachtung der

tungszentrale für außerordentlich gravierend hielt, und verlieh dadurch seiner Aussage zusätzliches Gewicht.

Als er auflegte, stand Mortimer der Schweiß auf der Stirn. Er warf Julian einen unsicheren Blick zu und sagte:

»Er kommt!«

Die Ortungszentrale lag auf derselben Etage. Sie befand sich in einem kreisrunden Raum, der von einem breiten Rundgang umgeben war. Man wußte, aus welcher Richtung Julians Doppelgänger kommen würde. Die Ausgänge aller anderen Korridore, die auf den Rundgang mündeten, waren von Mortimers Leuten besetzt. Julian vertauschte seinen Blaster, von dem er annahm, daß er ihn im entscheidenden Augenblick im Stich lassen würde, gegen einen Schocker. Er wußte einen guten

Grund dafür anzugeben.

»Wir müssen damit rechnen, daß der Mann sich wehrt«, sagte er. »Ich will keinen Toten. Ich brauche ihn lebendig, um zu erfahren, wer hinter dieser Sache steckt.«

Schritte wurden hörbar. Julian horchte aufmerksam -es waren die Schritte eines Mannes. Seine Befürchtung, daß der andere Tifflor in Begleitung seiner dienstbaren Roboter aufkreuzen würde, war unbegründet. Er postierte sich zur Seite des Ganges, durch den der Direktor kam. Mortimer stand vor der Mündung des Korridors im Rundgang.

»Ich hoffe, die Sache ist wirklich so wichtig, wie Sie vorgeben«, hörte Julian seinen Doppelgänger sagen.

»Ohne Zweifel, Lordmarschall«, antwortete Mortimer unterwürfig.

Der Diktator trat aus dem Gang hervor in den Rundgang. Mortimer rührte sich nicht.

»Was ist?« herrschte der Lordmarschall ihn ungeduldig an. »Führen Sie mich!«

»Er hat Sie weit genug geführt!« sagte Julian und trat mit gezogener Waffe auf den Diktator zu.

Der andere wirbelte herum. Ein Ausdruck unbeschreiblicher Wut erschien auf seinem Gesicht.

»Sie ...!« keuchte er. »Sie haben ...!«

»Sie sind verhaftet«, fuhr ihm Julian in die Parade. »Ihre Doppelgängerrolle ist durchschaut. Es dreht sich nur noch darum, herauszufinden, wer Sie dazu angestiftet hat und was Sie hier wollten.«

Der Tyrann gewann rasch die Beherrschung wieder.

»Sie sind der Doppelgänger, nicht ich!« stieß er hervor. Er wandte sich an den Ressortchef. »Mortimer, was soll der Unsinn? Sie wissen, wer ich bin!«

»Ich sehe zwei identische Männer vor mir«, wies Mortimer ihn zurück. »Und dieser Mann hier kam zu mir, um mir von der Existenz eines Doppelgängers zu berichten, Sie aber nicht.«

»Das ist doch ganz klar!« brüllte der Diktator. »Ich hatte diesen Mann eingesperrt. Er sollte morgen verhört werden. Ich ...!«

»Die ganze Sache ist furchtbar einfach«, fiel ihm Julian ins Wort. »Jedermann weiß, daß sämtliche Räume dieses Gebäudes mit rechnergesteuerten Sicherheitsvorkehrungen versehen sind. Wenn ich in der Tat ein unautorisiertes Double wäre, hätte der Computer keine Sekunde gezögert, mich unschädlich zu machen.«

Von dieser Seite hatte Mortimer die Angelegenheit offenbar noch gar nicht betrachtet.

»Das ist richtig«, bemerkte er verblüfft. »Aber ...!«

»Infolgedessen«, sagte Julian, »brauchen wir keine weitere Sekunde mit den unsinnigen Anschuldigungen dieses Mannes zu verschwenden.«

Er drückte ab. Der Schocker summte hell, und der Diktator ging bewußtlos zu Boden.

Julian wußte, daß seine Rettung in der Schnelligkeit lag. Seine Argumente waren lücken- und fehlerhaft. Es konnte nicht lange dauern, bis ein kluger Kopf wie Mortimer ihm auf die Schliche kam.

»Zwei Männer nehmen ihn auf und bringen ihn in die Tiefgarage!« befahl er Mortimers Leuten, die aus ihren Verstecken hervorgekommen waren.

»Was haben Sie mit ihm vor, Sir?« erkundigte sich Mortimer.

Julian horchte auf. Hätte der Mann sich auch unter anderen Umständen erlaubt, dem Lordmarschall eine solche Frage zu stellen?

»Was kümmert Sie das?« fragte er grob.

»Sie ließen mich zuvor nicht zu Ende reden, Sir«, antwortete Mortimer mit Entschlossenheit. »Ihr Argument war richtig: Wären Sie der falsche Mann, dann hätte der Computer Sie unschädlich gemacht. Dasselbe kann aber auch der andere für sich in Anspruch nehmen, nicht wahr?«

»Mortimer! Das ist Insubordination!« grollte Julian.

»Das mag sein«, antwortete der Ressortchef gelassen. »Aber ich muß meiner Sache sicher sein. Bitte beantworten Sie mir daher die Frage: Wohin gedenken Sie diesen Mann zu bringen?«

Julian wußte, daß er noch eine einzige Chance hatte, Mortimers Mißtrauen zu zerstreuen. Er nahm sich vor, sie zu nützen.

»Sie kennen Dr. Karo, bei der Solaren Abwehr?«

Er beobachtete Mortimer genau; aber der ließ sich vorläufig nichts anmerken.

»Laurel Karo?« erkundigte er sich.

»Ja.«

»Dorthin möchten Sie den Bewußtlosen bringen?«

»Wissen Sie einen besseren Platz?«

Nur eine Zehntelsekunde lang zogen sich Mortimers Augen drohend zusammen, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Für Julian reichte es aus. Er wußte, daß er das Spiel verloren hatte.

»Dr. Karo wurde vor sechs Jahren wegen politischer

Unzuverlässigkeit aus dem Dienst entlassen«, erklärte Mortimer kalt. »Damit geben Sie mir zu verstehen, daß nicht Sie, sondern ...«

Er kam nicht weiter. Julian hatte ein zweites Mal abgedrückt. Mortimer brach zusammen. Im Nu stand Julian über ihm und zog ihm den Blaster aus dem Gürtel. Mortimers Leute hatten einen Kreis um ihn gebildet. Er sah Hände nach den Waffen greifen und richtete die Mündung des Strahlers auf den bewußtlosen Diktator.

»Ihr werdet alle tun, was ich euch sage«, knurrte er. »Sonst ist euer großartiger Großadministrator ein toter Mann!«

Damit hielt er sie in Schach. Er ließ zwei Leute den Bewußtlosen aufnehmen und hielt sich stets so, daß er ihn klar im Schußfeld hatte. Den ändern befahl er, zu ihren Arbeitsplätzen zurückzukehren. Sie gehorchten ohne weiteres. Er wußte, was sie im Sinn hatten. Sie würden versuchen, den Computer zu alarmieren, um ihm den Weg zu versperren. Aber der Computer war außer Betrieb. Bis der Schaden behoben war, mußte er längst über alle Berge sein.

Der Aufzug brachte ihn und seine Begleiter in die Tiefgarage unter dem Verwaltungsgebäude der Großadministration. Hier standen die Behördenfahrzeuge des Großadministratoramtes und außerdem zwei von den Privatfahrzeugen des Diktators. Es handelte sich um teure, schnittige Hochleistungsgleiter.

Julian befahl den beiden unfreiwilligen Helfern, den Bewußtlosen abzulegen. Sie gehorchten und zogen sich zurück. Die große Garage lag leer und still im Scheine der großen Lumineszenzlampen. Julian untersuchte die Taschen des Diktators. Er fand eine ID-Karte, die er an sich nahm, und einen Steckschlüssel für ein Gleitfahrzeug. Schließlich entledigte er den Bewußtlosen des Bla-sters, den er im Gürtelholster trug. Er war jetzt doppelt bewaffnet und hatte im Nahkampf, wenn er sich den Rücken freizuhalten verstand, kaum noch etwas zu

fürchten. Tifflor, der Diktator, war eine Geisel, auf die jedermann Rücksicht nehmen würde.

Er probierte den Steckschlüssel aus und stellte fest, daß er zu einem der beiden Privatwagen paßte. Die Auffälligkeit des Fahrzeugs kam ihm recht. Er hatte eine recht genaue Vorstellung davon, wie sich die Dinge von hier an entwickeln würden, und sein Plan baute darauf, daß Tifflors Wagen von jedermann ohne Schwierigkeit erkannt werden konnte.

Erbettete den Bewußtlosen auf den rückwärtigen Sitz. Vorläufig brauchte er sich um ihn nicht zu kümmern. Die Schockwirkung würde wenigstens vier Stunden lang anhalten. Es ging auf zwanzig Uhr. In vier Stunden hatte er seine Verabredung im Edenhall-Park. In der Zwischenzeit ging es darum, daß die Häscher ihn nicht zu fassen bekamen.

Er glitt aus der Tiefgarage heraus und reihte sich in den Straßenverkehr ein. Die Innenstadt war nahezu taghell erleuchtet. Die Straßen waren voll von Fußgängern und rollendem Verkehr. Julian wählte ein Fahrtziel, das am westlichen Strandrand lag, und überließ es dem Autopiloten, den kürzesten und bequemsten Weg dorthin zu finden. Er wartete, bis das Fahrzeug den Stadt kern hinter sich gelassen hatte. Erst dann, in den ruhigeren, weniger hell erleuchteten Straßen des äußeren Stadtrings, begann er sich nach Verfolgern umzusehen.

Er brauchte nicht lange Ausschau zu halten. Schon nach wenigen Minuten hatte er zwei Fahrzeuge identifiziert, die sich deutlich Mühe gaben, ihm auf den Fersen zu bleiben. Er änderte das Fahrtziel und wählte eine Adresse, die im Norden der Stadt lag. Der Autopilot reagierte sofort und brachte den Gleiter durch einige fast unbefahrene Seitenstraßen auf die süd-nördliche Hauptverkehrsachse.

Die beiden Gleiter verfolgten Julians Fahrzeug. Ohne Zweifel standen sie im Funkkontakt mit anderen Scheineinheiten. Bald würde er eine ganze Meute auf den Fersen haben.

Als er die Stadt vollends hinter sich gelassen hatte, nahm er Kurs auf Bayan Tsagan, eine Kleinstadt weit im Nordwesten von Terrania-City. An der Stadt selbst lag ihm nichts; aber der Weg dorthin führte durch die Nemegete-Uula-Berge, und dort hoffte er, sich seiner Verfolger entledigen zu können. Auf der anderen Bezugsebene waren die Berge, solange er sich in Terrania-City aufhielt, sein bevorzugtes Jagdrevier gewesen. Er kannte sich in den Bergen aus wie sonst kaum jemand, und gerade das war der Vorteil, den er auszunutzen gedachte.

Die Verfolger blieben hinter ihm. Inzwischen war ihre Zahl auf fünf angewachsen. Sie hielten stets den gleichen Abstand, gleichgültig, mit welcher Geschwindigkeit er sich bewegte. Es gab nicht viel, was sie im Augenblick unternehmen konnten. Solange er den Bewußtlosen mit sich führte, war er tabu. Die Straße durchschnitt die Berge, deren höchste Gipfel bis zu knapp dreitausend Meter aufragten, auf der Sohle einer breiten, künstlich angelegten Schlucht. Etwa im Zentrum des Berglands hob Julian den Gleiter von der Straße ab und dirigierte ihn in östlicher Richtung in die Berge hinein. Die Verfolger wurden durch sein Manöver offenbar überrascht. Sie schossen noch einen halben Kilometer weiter die Straße entlang, bevor sie hinter ihm herkamen.

Die Sekunden der Überraschung gaben Julian den Vorsprung, den er brauchte. Es gab hier eine Gruppe eng zusammenstehender Bergkegel, durch deren Zentrum eine schmale, tief eingeschnittene Schlucht führte. Diese Schlucht war auf allen Karten vermerkt. Die Verfolger würden sich also aus ihren Unterlagen einwandfrei über die Geographie dieser Gegend informieren können.

Als Julian in die Schlucht eindrang, war kein einziges Positionslicht der Verfolger zu sehen. Er war sicher, daß sie ihn trotzdem nicht aus den Augen verlieren würden. Wahrscheinlich hatte man für die Verfolgung Fahrzeuge ausgewählt, die über Ortseinrichtungen verfügten. Er ließ den Gleiter mit beachtlicher Geschwindigkeit in

die Schlucht hineinschießen, um gegenüber den Häschern, die sich wahrscheinlich zuerst orientieren mußten, einen weiteren Vorsprung zu gewinnen. Er konnte sich denken, was jetzt geschehen würde. Die Verfolger mußten sich teilen. Ein Teil der Gruppe mußte ihn überholen und den gegenüberliegenden Ausgang der Schlucht besetzen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, ihn aus den Augen zu verlieren. Von dem Rest würde ihm ein Fahrzeug - oder deren zwei - in die Schlucht hinein folgen. Die übrigen hielten den diesseitigen Schluchtausgang besetzt. Damit hatten sie - so mochten sie glauben - ihn in der Klemme.

Da, wo die Schlucht am schmälsten war, brachte er das Fahrzeug zu Boden. In aller Eile bugsierte er den Bewußtlosen aus dem Wagen und verbarg ihn in einiger Entfernung in einem unübersichtlichen Gewirr von Felsen. Dann kehrte er zum Gleiter zurück und legte sich auf den rückwärtigen Sitz, die Augen geschlossen, so daß er nur durch einen schmalen Schlitz blicken konnte, und den rechten Arm nach der Art eines Bewußtlosen über die Sitzkanten hinabbaumeln lassend. Niemand konnte auf den ersten Blick erkennen, daß die baumelnde Hand einen Schocker hielt.

Er brauchte nicht lange zu warten. Das summende Geräusch eines Motors kam die Schlucht entlang. Julian hörte, wie das Fahrzeug eine Zeitlang in der Luft verholt. Dann flammte ein Scheinwerfer auf und tauchte die Felswildnis in grettes Licht, glücklicherweise jedoch nicht bis dorthin, wo der andere Tifflor verborgen lag. Dann erst kam das Fahrzeug näher und setzte, dem Geräusch nach zu urteilen, etwa zwanzig Meter von Julians Gleiter entfernt auf.

Das nächste, was er hörte, waren vorsichtig tappende Schritte. Zwei Mann. Hatte das Fahrzeug nur zwei Mann Besatzung? Das kam ihm unwahrscheinlich vor. Sie näherten sich dem Gleiter zögernd. Julian sah ihre Schatten auf das Seitenfenster fallen. Sie mußten längst bemerkt haben, daß das vordere Luk offenstand.

»Der Fahrer ist weg«, hörte er einen der beiden sagen.

»Da liegt jemand auf dem Rücksitz!« rief der andere erregt.

Der erste vergewisserte sich. Aus schmalen Augenschlitzen sah Julian zwei Gesichter, die sich an der Scheibe plattdrückten.

»Der Lordmarschall!«

»Ob er es wirklich ist?«

»Natürlich. Er ist doch bewußtlos!«

Einer der beiden lief davon. Nach einer Weile kam er mit einem dritten Mann zurück. Jetzt erst war Julian bereit zu glauben, daß er die gesamte Besatzung des verfolgenden Fahrzeugs vor sich hatte. Er verhielt sich reglos, als das Luk geöffnet wurde. Erst als die drei Männer sich über ihn beugten, um ihn behutsam ins Freie zu ziehen, hob er die rechte Hand mit dem Schocker. Sie sahen die Bewegung; aber die ungünstige Position, in der sie sich befanden, gab ihnen keine Möglichkeit, rasch genug zu reagieren.

Bewußtlos sanken sie alle drei zu Boden.

Die nächsten Minuten waren für Julian voll hektischer Aktivität. Er schaffte die drei Bewußtlosen in das Fahrzeug des Diktators. Den einen auf dem Vordersitz postierte er aufrecht, so daß er, aus nicht allzu geringer Entfernung gesehen, den Eindruck eines normalen Gleiterpassagiers erweckte. Dann trug er dem Autopiloten auf, den Rückweg nach Terrania-City zu finden, und schließlich befahl er ihm durch den Druck der entsprechenden Geschwindigkeitswahltaste, die Rückfahrt mit höchstmöglichen Tempo zu bewältigen.

Nachdem er das Luk geschlossen hatte, hob das Fahrzeug ab. Es schwiebte ein paar Sekunden lang reglos über dem Boden der Schlucht, dann wendete es und glitt in die Richtung, aus der es gekommen war. Wenige Augenblicke später waren die beiden Positionsleuchten in der Nacht verschwunden, und das Geräusch des Motors verhallte in der Finsternis.

Julian wartete. Die Häscher am Ausgang der Schlucht

würden den Gleiter des Diktators passieren lassen müssen, da sie den Lordmarschall an Bord vermuteten. Sie würden die Verfolgung sofort wieder aufnehmen und auch die Fahrzeuge, die am gegenüberliegenden Ende der Schlucht postiert waren, hinter sich herziehen. Die einzige Frage war, ob sie einen ihrer Gleiter dazu abstellen würden, nach dem Fahrzeug zu forschen, das in der Schlucht verschollen war.

Nach zwanzig Minuten ungeduldigen Wartens kam Julian zu dem Schluß, daß sie soviel Umsicht nicht besessen hatten. Sie waren Hals über Kopf dem Fahrzeug des Diktators gefolgt. Das Schicksal der drei Männer, die nach ihrer Ansicht immer noch in der Schlucht staken, kümmerte sie nicht.

Julian kletterte in den leeren Gleiter, der von wesentlich unauffälligerem Äußeren war als das Fahrzeug, das er bislang benutzt hatte, und manövrierte es vorsichtig an die Stelle heran, an der er den anderen Tifflor versteckt hatte. Er lud den Bewußtlosen auf und nahm Kurs nach Süden. Unbehelligt verließ er die Schlucht und erreichte nach wenigen Minuten die große Autostraße, die ihn nach Terrania-City zurückbrachte.

Es ging auf Mitternacht. Es war Zeit, daß er sich an den Ort des Stelldicheins begab. Auf den Straßen der Stadt achtete er sorgfältig darauf, ob er verfolgt werde; aber es gab keinerlei Anzeichen dafür. Das war nicht verwunderlich. Da die Verfolger den bewußtlosen Großadministrator an Bord des anderen Fahrzeugs vermuteten, würden sie ihm tatenlos folgen, bis es irgendwo zur Ruhe kam. Es mochte Morgen werden, bis sie herausfanden, daß sie einer Finte aufgesessen waren.

Ungehindert erreichte Julian die nordwestliche Einfahrt zum Edenhall-Park. Er übernahm die Steuerung des Fahrzeugs, als der Autopilot durch ein rotes Leuchtzeichen zu erkennen gab, daß er nicht mehr weiter konnte, und erreichte etwa zehn Minuten vor Mitternacht die Tensing-Gorge. Er fuhr an der Schlucht entlang bis zu dem Punkt, an dem er vor Tager den Unfall inszeniert hatte. Er fuhr sehr langsam und «hatte keine

Mühe anzuhalten, als vor ihm aus dem Dunkel plötzlich eine schlanke Gestalt erschien.

Er öffnete das Luk.

»Sie müssen das Fahrzeug verstecken«, sagte Dahya. »Wir sind bereit!«

Julian bugsierte den Gleiter tiefer in die Felsmassen hinein. Er fand ein Versteck, in dem man das Fahrzeug erst bei einer intensiven Suchaktion entdecken würde. Beim Aussteigen bemerkte er, daß der andere Tifflor sich zu rühren begann. Er schaltete den Schocker auf geringe Leistung und verabreichte dem Diktator eine zweite Dosis, die ihn für die Dauer von weiteren zwei Stunden

außer Gefecht setzen würde.

Dann kletterte er über die Felsen hinab zum Fahrweg, wo Dahya auf ihn wartete.

»In der Stadt macht seit zwei Stunden das Gerücht die Runde, daß der Lordmarschall verschwunden sei«, sagte sie. »Haben Sie damit zu tun?«

»Ja«, antwortete er knapp. Es lag ihm nicht daran, seine Geschichte jetzt schon zu erzählen. Dazu war Zeit, bevor er unter das Parachron-Feld trat.

»Die Apparatur ist fertig«, fuhr Dahya fort. »Weder Bully, noch ich verstehen viel von der Parachron-Phy-sik. Aber unser Wissenschaftler vom Dienst ist ein Fachmann auf diesem Gebiet. Er kennt Ihre Bezugsebene aus meiner Schilderung und glaubt, daß er Sie in unmittelbare Nähe bringen kann. Vielleicht sind danach noch ein oder zwei Korrekturschritte erforderlich, aber das müssen wir Ihnen überlassen.«

»Sie haben mehr für mich getan, als ich vernünftigerweise von Ihnen erwarten konnte«, antwortete Julian mit einer Stimme, der er nur mit Mühe Festigkeit zu geben vermochte. »Es gibt wahrhaftig nichts, wofür Sie sich zu entschuldigen brauchten. Im Gegenteil, ich bin es...«

»Schon gut«, unterbrach sie ihn und legte ihm dabei die Hand auf den Arm. »Wir müssen hier nach links abbiegen.«

Sie führte ihn auf einem schmalen Pfad in das Gewirr der Felsen hinein. Stellenweise mußten sie mühsam über wild aufgetürmte Steinbrocken hinwegklettern. Schließlich sahen sie unter sich eine kleine Senkung, einen Miniaturtulkessel, der ringsum von steil aufstrebenden Felsen eingeschlossen wurde. In der Tiefe der Senke brannte ein schwaches Licht. Julian sah zwei Männer, die neben einem hastig aufgeworfenen Loch standen. Daneben glitzerten die Apparate des Para-chron-Mechanismus.

Er kletterte mit Dahya hinab. Die beiden Männer sahen auf, als sie sie kommen hörten. Julian erschrak. Der Ältere der beiden war Reginald Bull, aber was für ein Reginald Bull! Er wirkte wie ein alter Mann, obwohl ihn der Aktivator, den er trug, doch am Altern hinderte. Von Natur aus nicht mehr als mittelgroß, sah er aus, als sei er im Laufe der Jahrzehnte geschrumpft. Das kam, weil er eine vorübergeugte Haltung einnahm, als sei die Last zu schwer, die ihm auf den Schultern ruhte.

Er reichte Julian die Hand. Ein schwer definierbarer Ausdruck von Trauer und Entzagung lag auf seinem Gesicht.

»Ich sehe Ihnen an, daß Sie einen ändern zu sehen erwarteten«, sagte er mit langsamer Stimme. »Wohl dem Reginald Bull auf Ihrer Bezugsebene, der Ihnen als Vorbild diente.«

Julian riß sich zusammen. Dem Mann war nicht geholfen, wenn er Mitleid zeigte.

»In Anbetracht des Loses, das Sie in diesem Universum traf«, sagte er fest, »kann ich nicht umhin, Sie zu bewundern.«

Bully lachte kurz; dann wies er auf die Geräte.

»Sie sehen, es ist alles bereit. Wir haben eine der Hauptleitungen angezapft, die hier durch den Untergrund laufen, um Ihnen die nötige Energie zu besorgen. Der Projektor dort kann aufgestellt werden, wo immer Sie ihn haben wollen. Der Wandler ist präzise eingestellt, und das alles verdanken wir unserem Genie vom Dienst!«

Er wies lächelnd auf das letzte Mitglied der Gruppe. Julian faßte den Mann ins Auge und stutzte. Wo hatte er dieses Gesicht schon einmal gesehen? Oder nicht genau dieses... ein ähnliches? Der Mann streckte ihm ebenfalls die Hand entgegen.

»Waringer«, sagte er.

»Geoffry...?!«

Der junge Mann schüttelte traurig den Kopf.

»Nein, der hat die Revolution vor zweihundert Jahren nicht überlebt. Ich bin sein Urenkel.«

Julian schwieg. Bitterkeit stieg in ihm auf. Die Blüte der Menschheit, das akkumulierte Wissen genialer politischer und wissenschaftlicher Führungskräfte war dem krankhaften Ehrgeiz des Tyrannen geopfert worden. Welch ein Ungeheuer war der Mann, der auf dieser Welt seinen Namen trug!

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht«, sagte Julian. »Ein Geschenk sozusagen, das sich hoffentlich

nicht zum Danaergeschenk entwickeln wird. Sie finden es in dem Fahrzeug, das ich hier in der Nähe versteckt habe. Versäumen Sie nicht, es sich wenigstens anzusehen. Tun Sie das innerhalb der nächsten Stunde, sonst ist es zu spät.«

Sie fragten nicht, was es war; aber er konnte Dahya an den Augen ablesen, daß sie ahnte, worum es sich handelte. Es beruhigte ihn zu hören, daß die Vorbereitungen für den Parachron-Transport in aller Heimlichkeit abgewickelt worden waren. Selbst wenn der Diktator eines Tages erfahren würde, daß ihm sein Doppelgänger mit Hilfe des Parachron-Effektes entkommen war, blieb ihm doch verborgen, wer seine Helfer gewesen waren.

Der Projektor war installiert. Waringer zeichnete ein Oval auf den Boden, das den Umriß des Parachron-Fel-des bezeichnete. Julian trat hinein.

»Leben Sie wohl!« sagte er, als Wariner vor dem kleinen Schaltkasten niederkniete und die Hand auf den Schalter legte.

Mehr brachte er nicht hervor. Ein würgendes Gefühl hielt seine Kehle umschnürt. Er sah Dahya die Hand heben. Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Er hatte Tifflor, den Diktator, in ihre Hand gegeben. Das bedeutete, daß sie eine Entscheidung treffen mußten. Sie ließen ihn entweder ganz in Ruhe und entfernten sich, bevor er zu sich kam, oder sie würden gezwungen sein, ihn zu töten. Denn als Geisel war er nur eine beschränkte Zeit von Nutzen. Und sobald sie ihn freiließen, würde er Gelegenheit finden, sich zu rächen - ganz gleichgültig, welche Vereinbarungen er zuvor mit ihnen getroffen hatte.

Er sah Dahya auf Reginald Bull einreden. Der letzte Eindruck, den er mit sich nahm, war die grimmige Entschlossenheit in Bullys Augen. Da wußte er, daß die Entscheidung gefallen war.

Der Diktator würde sterben ...

4.

Die Stelle war fast die gleiche. Rechts und links türmten sich Felsen, und als er ein Stück weit kletterte, sah er unter sich den Fahrweg, der an der Tensing-Gorge entlangführte. Aber es war hellicher Tag.

Ein wenig ängstlich schritt er den Weg entlang zum östlichen Parkausgang. Er fürchtete sich vor der Überraschung, die ihm als nächste bevorstand. Dies war das viertemal, daß er in eine Welt hineingeschleudert wurde, von der er nicht wußte, wie sie ihn aufnehmen würde. Er trug eine Uniform, die der der Solaren Flotte ähnelte, nur das Rangabzeichen, der siebenzackige Stern, war etwas, das es auf seiner Bezugsebene nicht gegeben hatte. Die rechte Tasche beulte sich unter dem Gewicht des Blasters, den er nicht wagte, im Holster zu tragen, weil es auf der Welt, die er kannte, nicht üblich war, in der Öffentlichkeit bewaffnet herumzulaufen. Er blieb stehen, schnallte das leere Holster ab und warf es weg.

Der Park war leer. Es mußte früh am Morgen sein. Aus der Ferne hörte er das Summen des Verkehrs, der die Straßen der großen Stadt erfüllte. Er nahm sich Zeit.

Er ging langsam, und das kam ihm zugute, denn er hatte seit über zwanzig Stunden kein Bett mehr gesehen, und der vergangene Tag war anstrengend gewesen. Er zog die Jacke aus und nestelte die beiden auffälligen Sterne von den Schulterklappen. Lieber gar kein Rangabzeichen als eines, das die Leute nur zum Gaffen veranlassen würde. Er zog die Jacke wieder an und schlenderte weiter. Ein einsamer Fußgänger begegnete ihm, schenkte ihm jedoch keinerlei Beachtung.

Und dann, schließlich, stand er am Ostausgang des Parkes, und vor ihm lag die summende, brausende Stadt, der er sich stellen mußte. Er nahm sich Zeit, sie zu betrachten. Alles war so, wie er es in Erinnerung hatte. Aber das besagte nichts. Auch auf Tifflors, des Tyrannen, Bezugsebene war es schon so gewesen. Er folgte mit dem Auge dem Verlauf der Straßen, die sich auf dem großen Platz vor dem Parkeingang kreuzten. Jede Kurve, jede Windung, jede Straßenbucht war ihm bekannt.

Sein Blick fiel auf ein großes Transparent, auf dem in riesigen Leuchtbuchstaben in regelmäßigen Abständen die letzten Tagesnachrichten verkündet wurden. Der Magen verkrampfte sich unwillkürlich, als er sich an das Transparent erinnerte, auf dem er die Neuigkeit von »einem der bedeutendsten Ereignisse des Jahres 209« gelesen hatte. Er wartete, bis das riesige Aggregat zum Leben erwachte. Das Herz begann zu pochen, als er die ersten Worte las:

HEUTE, AM 1. JUNI 3457 ..,

Das war der Tag, bevor er in die Falle ging und durch das Parachron-Feld auf Sakhmo-Chans Bezugsebene geschleudert wurde!

GROSSE EREIGNISSE WERFEN IHREN SCHATTEN VORAUS. SOLARMARSCHALL TIFFLOR WIRD ÜBERMORGEN VOR DEM PARLAMENT BEANTRAGEN, DASS DIE SOLARE FLOTTE DEM SEYMAR-LUCHOW-GESETZ NICHT UNTERWORFEN WIRD. LIBERALE SENATOREN UND VÖLKERRATSVER-TRETER KÜNDIGEN HEFTIGEN WIDERSTAND AN...

Einen Augenblick lang wurde es ihm schwarz vor den Augen. Aber er fing sich wieder. Wie unglaublich nahe war er seiner Bezugsebene gekommen! Auf dieser Welt lebte ein anderer Julian Tifflor, ein Solarmarschall, der sich anschickte, dasselbe zu tun, was er sich in dem Universum, in dem er kam, auch vorgenommen hatte. Es gab ein Parlament. Es gab liberale Senatoren und Mitglieder des Völkerrates, und demnach wahrscheinlich auch solche, die als konservativ bezeichnet wurden. Die Liberalen sprachen gegen Tifflors Vorschlag, die Solare Flotte vom Einflußbereich des Seymar-Luchow-Ge-setzes auszunehmen, die Konservativen dafür.

Dies war eine freie Welt! Frei wie die seine, die er vor einer Ewigkeit - wenigstens kam es ihm so vor - verlassen hatte. Noch halb benommen von der betäubenden Erkenntnis ging er auf eine Rufsäule zu und verlangte einen Mietwagen. Er mußte weg von hier, fort aus dem brausenden Gedränge der Stadtmitte, weg an einen einsamen, ruhigen Ort, wo er nachdenken konnte. Der fahrerlose Mietwagen hielt unmittelbar vor ihm. Er stieg ein. Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß seine ID-Karte auf dieser Welt womöglich nicht akzeptiert werden würde. Er steckte sie in den Schlitz, die Automatik gab sie ihm zurück und erkundigte sich nach dem Fahrtziel.

»Menah's Steak House«, antwortete er geistesabwesend.

Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. Es dauerte einige Minuten, bis er seinen Fehler einsah. Menah's Steak House war, obwohl in der Nähe der Stadtmitte gelegen, in der Tat ein ruhiger Platz, an dem man ungestört nachdenken konnte. Aber es war gleichzeitig eines seiner Lieblingslokale. Wenn der Tifflor dieser Welt dieselben Neigungen hatte, würde man ihn dort sofort erkennen.

»Zieländerung«, sagte er zu dem Autopiloten. »Östliches Stadtende, Sunrise Boulevard, Freddie's Fun Food.«

Der Autopilot gehorchte. Er war daran gewöhnt, daß seine Fahrgäste ihre Absichten änderten.

Die Fahrt dauerte fast eine halbe Stunde. Auf den Uhren der Stadt hatte Julian gelesen, daß es auf neun Uhr ging. Er richtete seine eigene danach. Freddie's Fun Food stand noch genauso wie vor neun Jahren, als er zum letztenmal dagewesen war. Freddie brüstete sich damit, daß es in seinem Restaurant keinen einzigen Roboter gäbe. Das war geschwindelt, aber die Gäste konnten Freddie nicht überführen, denn die einzigen Roboter, die er besaß, hielten sich in der Küche auf und kamen der Kundschaft niemals zu Gesicht.

Um diese Zeit waren die vielen kleinen Räume des Restaurants fast leer. Julian fand ohne Schwierigkeit einen Platz an einem der Fenster, die über die Steppe hinausblickten. Spielerisch schaltete er die Speisekarte ein und ließ das reichhaltige Angebot über den kleinen Bildschirm abrollen, ohne wirklich zu lesen, was er sah.

Ein Kellner näherte sich seinem Tisch, ein kleiner, stämmiger Mann von glänzend schwarzer Hautfarbe.

»Sie haben schon gewählt, Sir?« erkundigte er sich höflich.

Julian bestellte ein Getränk. Er war nicht hungrig. Der Kellner blieb stehen.

»Noch etwas?« fragte Julian irritiert.

»Sir, verzeihen Sie...«, stammelte der dienstbare Geist, »sind Sie nicht etwa ...?«

»Nein, ich bin sein Sohn«, antwortete Julian kurz angebunden.

»Sein Sohn?!« staunte der Afroterrane. »Ich wußte gar nicht... daß er ... wo der Mann doch gar nicht...«

»Meinen Sie vielleicht, er sei aus Holz?« fragte Julian.

Der Kellner murmelte ein paar Worte in einer Sprache, die Julian nicht verstand, dann eilte er davon.

Die größte Schwierigkeit bei der Beurteilung seines Problems, fand Julian, war das menschliche Vorurteil gegenüber dem Begriff Zeit. Die Parachron-Physik

lehrte, daß es die Zeit in der Natur nicht gab. Sie war ein Hilfsmittel, eine Modellvorstellung, die der denkende Mensch sich zurechtgemacht hatte, um sich in seiner Umwelt leichter zurechtzufinden. Im Alltag hatte sich der Zeitbegriff seit Jahrhunderttausenden trefflich bewährt. Er ließ den Menschen Zusammenhänge verstehen, die ihm andernfalls unbegreiflich geblieben wären.

Die Parachron-Physik lehrte, daß es eine riesige, aber endliche Zahl vierdimensionaler Universen gebe, die in ihrer Gesamtheit in einen fünfdimensionalen Kosmos eingelagert seien. Jedes Universum war durch eine bestimmte Anordnung von Elementarbausteinen über die zur Verfügung stehenden Elementarbaustellen gekennzeichnet. Es gab ein Universum, in dem sämtliche Materie zu einem riesigen Klumpen vereinigt war. Es gab ein anderes, in dem sie gleichmäßig und mit der Dichte interstellaren Gases über das ganze Universum ausgebreitet war. Es gab ein Universum, dessen Planeten nur von humanoiden Intelligenzen bevölkert waren, und ein anderes, in dem es nur intelligente Frösche gab. Es gab ein Universum, in dem jeder Mensch wie ein Ebenbild Karls des Großen wirkte, und ein anderes, in dem es nur zwei Sorten von Menschen gab: Ebenbilder von George Washington und solche von Dschingis Khan. Jede denkbare Kombination war verwirklicht.

Ein Universum war von den anderen durch Unterschiede der fünfdimensionalen potentiellen Energie getrennt. Je geringer der Unterschied, desto »ähnlicher«, desto »näher«, waren zwei Universen einander. Aufgrund der parachronischen Theorie ließ sich ein Mani-malunterschied definieren, also der geringste Abstand, der geringste Grad der Unähnlichkeit zwischen zwei Universen.

Der Übergang von einem Universum ins andere erfolgte durch Aufbringen oder Absorbieren des Energiebetrags, der die beiden Universen voneinander trennt. Bei dem mit Wahrnehmungsvermögen ausgestatteten Lebewesen, also nicht nur bei intelligenten Geschöpfen, wird dieser Aufbringungs- oder Absorptionsprozeß im

und vom Bewußtsein vollzogen, wobei der Begriff Bewußtsein so definiert sein muß, daß er nicht nur das intelligente Bewußtsein, sondern auch das Dahindäm-mern eines primitiven Organismus umfaßt. Der Mensch zum Beispiel, aber auch der Einzeller, wandert im Laufe seines Lebens durch eine unglaublich große Anzahl einander unmittelbar benachbarter Universen. Um sich diesen Prozeß selbst deutlich zu machen, erfand er den Begriff der Zeit. Er ersetzte das Nebeneinander der verschiedenen Paralleluniversen durch das Nacheinander seiner Erlebnisse und Eindrücke.

Die Parachron-Theorie hält es für möglich - obwohl dieser Fragenkomplex nicht in ihren Fachbereich fällt -, daß es in anderen Universen Wesen gibt, deren Zeitempfinden genau andersherum abläuft. Wesen also, die den Augenblick des Todes als ersten bewußt erleben und sich dann durch die verschiedenen Stufen des Daseins bis zu dem Augenblick entwickeln, in dem sie, falls es sich um Säugetiere handelt, aus dem Mutterleib hervordringen, wobei der Geburtsprozeß der letzte Eindruck wird, den sie in ihrem Leben aufnehmen.

Aber das war blasse Theorie. Wichtig war für Julian Tifflor, daß er sich, wenn er sein Problem lösen wollte, vom Zeitdenken befreien mußte. Es war nicht logisch zu sagen: Du bist zu früh gekommen, denn heute ist erst der 1. Juni, und der andere Tifflor wird erst morgen früh von dieser Welt verschwinden. Es war vielmehr richtig festzustellen: Du bist nicht in dem Universum gelandet, das du suchst. Denn in dem gesuchten Universum steht der Zeiger der Uhr auf mehr als 8:00 Uhr am 2. Juni 3457.

Dieses Universum lag dem seinen nahe. Er zweifelte daran, daß selbst die komplizierteste

psychophysische, chemische oder physikalische Apparatur einen Unterschied zwischen ihm und dem hier heimischen Julian Tifflor erkennen könnte. Trotzdem war es nicht sein Universum. Er war hier ebenso heimatlos wie auf der Bezugsebene Tifflors, des Tyrannen, auf der Welt Dr. Sabonnes und in Sakhmo-Chans Welt. Er mußte weiter, und je schneller er sich wieder auf den Weg machte, desto eher war er von der Furcht befreit, die ihn jedesmal überfiel, wenn er in einem neuen Universum landete.

Gegen dreizehn Uhr bezahlte Julian seine Zeche, wobei er für den schwarzen Kellner, der sich von seinem Erstaunen über die Existenz eines Sohnes des ewigen Junggesellen Tifflor immer noch nicht ganz erholt hatte, ein gehöriges Trinkgeld auf das interne Konto des Restaurants überwies. Seine ID-Karte wurde auch hier von der Automatik ohne weiteres entgegengenommen. Mit einem Mietwagen kehrte er in die Innenstadt zurück. Er erinnerte sich, daß es am 1. Juni auf seiner Bezugsebene bei einem der vielen Fernsehprogramme um vierzehn Uhr eine Darstellung für und wider die Ausdehnung des Seymar-Luchow-Gesetzes auf die Solare Flotte gegeben hatte. Er selbst hatte dazu von seinem Schreibtisch aus ein paar Worte gesagt. Ebenfalls auf der Pro-Seite war Senator Peyrondel zu hören gewesen. Das Kontra hatten die Initiatoren des Gesetzes, die Völkerratsrepräsentanten Seymar und Luchow vertreten.

Julian suchte das Stadtbüro der Terra News auf. Es gab dort einen Raum, dessen Rückwand von einem mächtigen Bildschirm eingenommen wurde. Wer auch immer Lust und Zeit hatte, konnte von der Straße hier hereinkommen, um sich das Programm anzusehen. Julian bekam zum erstenmal aus erster Hand einen Eindruck von dem Interesse, das die Bevölkerung für das Seymar-Luchow-Problem empfand. Obwohl er mehr als dreißig Minuten vor Beginn der Sendung eintraf, war der Raum schon fast bis auf den letzten Sitz gefüllt. Er fand mit Mühe und Not einen Platz in einer Ecke, was ihm im Grunde gar nicht so unrecht war, denn er hatte keine Lust, das Gerücht von Tifflors Sohn unnötig weiter zu verbreiten. Je weniger Leute von ihm Notiz nahmen, desto lieber war es ihm.

Das gerade laufende Programm zeigte einen seichten Abenteuer-Film. Daß die Leute nicht deswegen hereingekommen waren, zeigte sich daran, daß sie dem Film kaum Beachtung schenkten. Sie diskutierten miteinan-

der, und der Raum war erfüllt von vielstimmigem Ge-murmel. Der Film fand schließlich ein Ende. Eine Schrifttafel wies auf die weitere Programmfolge hin.

SEYMAR-LUCHOW UND DIE SOLARE FLOTTE -PRO UND KONTRA, las Julian.

Er hatte das Programm auf seiner Bezugsebene nicht gesehen; aber der Wortlaut der Erklärung, die Senator Peyrondel abzugeben plante, war ihm vorher zugeleitet worden. Peyrondel war als erster an der Reihe. Der Moderator stellte ihn als einen bekannten konservativen Politiker vor, der in der vorliegenden Frage ganz und gar auf der Seite des Solarmarschalls stehe. Peyrondel gab seine Erklärung ab, und soweit Julian sich erinnerte, stimmte sie wortgetreu mit den Unterlagen unterein, die auf der anderen Bezugsebene jetzt noch irgendwo auf seinem Schreibtisch liegen mußte.

Als nächster war Seymar dran. Seymar, hier wie dort ein unersetzer Mensch mit einem etwas schwammigen Gesicht und mißtrauisch blickenden Augen, erklärte umständlich, warum er es für unerlässlich hielt, daß auch die Solare Flotte in den Wirkungsbereich des Sey-mar-Luchow-Gesetzes einbezogen wurde. Die Argumente waren nicht neu. Julian hatte sie schon öfters gehört. Mit stetig wachsender Spannung wartete er auf den Augenblick, an dem er selbst zu Wort kommen sollte.

Als es soweit war, wollte ihm das Blut stocken. Wenn er schon beim Anblick des Diktators Tifflor für wenige Sekunden den Eindruck gehabt hatte, er stehe sich selbst gegenüber, so wurde dieses Gefühl an Deutlichkeit und Eindringlichkeit noch bei weitem übertroffen. Mit Gewalt wollte sich ihm die Überzeugung aufdrängen, daß er hier einen Abschnitt aus einem Film sehe, in dem er selber mitgewirkt hatte - er selber, nicht der Tifflor dieses Universums! Nur mit Mühe zwang er sein Bewußtsein, die Wirklichkeit zuzuerkennen und zuzugestehen, daß dieser Tifflor dort ein anderer war als er, oder doch wenigstens daß das Wesen Julian Tifflor auf dieser Welt in zwei wahrscheinlich identischen Exemplaren existiere.

Und dann kam der Augenblick, in dem er einen Atemzug lang nach Worten gesucht hatte. Er

erinnerte sich: Es war ihm plötzlich eingefallen, von dem geplanten Text abzuweichen. Er hatte, während er sprach, ein zugkräftigeres Argument gefunden und verlor einen Augenblick den Faden, während er versuchte, es in den logischen Fluß seiner Darstellung einzuflechten.

Atemlos sah Julian den Mann auf dem Bildschirm die Finger der rechten Hand auf die Schreibtischplatte gleiten. Die Finger schienen zu suchen. Der Mann suchte immer noch nach Worten.

»Ich meine damit«, hörte Julian ihn sagen, »daß... äh...«

Die Finger ergriffen einen Schreibstift und hoben ihn auf. Die Augen des Mannes waren auf den Stift gerichtet, als er weitersprach:

»Eine militärische Installation ... ich meine: Institution ...«

Da war es Julian zuviel. Ächzend erhob er sich von seinem Sitz und taumelte nach draußen.

Leute wurden auf ihn aufmerksam.

»Ist Ihnen nicht wohl?«

Er schüttelte den Kopf.

»Doch, doch«, murmelte er, »alles in Ordnung.«

Er hatte die Hand auf der Stirn wie jemand, der intensiven Kopfschmerz empfand. Der Unterarm verdeckte zum Teil sein Gesicht. Und doch hörte er jemand sagen:

»Aber das ist doch ... ist das nicht...?«

Er eilte hinaus auf die Straße. Zwanzig Meter weiter stand ein leerer Mietwagen an einer Rufsäule. Er ließ das Luk auffahren und schwang sich hinein. Es war unfaßbar! Er erinnerte sich so deutlich, als sei es gestern gewesen, an den Gedankenblitz, der ihm während seiner Ausführungen vor der Fernbildkamera durch den Verstand geschossen war, an sein Bemühen, den neuen Gedanken mit seinen Worten zu verquicken. An die wenigen Sekunden der Unsicherheit, in denen er nicht genau wußte, was er sagen sollte. An den hilflosen, nervösen Griff nach dem Schreibstift, und schließlich an den Versprecher: *Installation* anstelle von *Institution*.

Es war alles, bis auf die kleinste Bewegung, bis auf das winzigste Detail, so gewesen, wie er es eben gesehen hatte. Der Mann auf dem Bildschirm und er, sie waren eins, nur um zwanzig Stunden gegeneinander verschoben. Er könnte jederzeit die Stelle des Mannes einnehmen, den er soeben im Fernsehen beobachtet hatte. Er kannte jeden seiner Gedanken und wußte alle seine Absichten.

Es war fürchterlich!

Es wurde ihm bewußt, daß der Autopilot seit einiger Zeit auf ihn einredete. Er schob die ID-Karte in den Schlitz und identifizierte sich. Als der Automat ihn nach dem Fahrziel fragte, kam ihm plötzlich eine Idee. Zehn Minuten später setzte ihn das Fahrzeug vor einem riesigen Selbstbedienungskaufhaus ab. Julian stellte sich eine neue Montur zusammen. Sie sollte bunt sein und ein wenig marktschreierisch, so daß niemand ihn dahinter vermutete. Zu seiner neuen Ausstattung gehörte ein großer, weicher Hut, dessen Krempe das Gesicht zur Hälfte verdeckte, und eine Sonnenbrille mit riesigen, bunten Gläsern. Er suchte eine Umkleidekabine auf und entledigte sich der Uniform, die er seit den Tagen auf der Welt des Tyrannen trug, und übergab sie dem Müll. Zu seiner neuen Montur hatte er auch eine Umhängetasche erstanden, in der er den Blaster verbarg, den er bislang in der Hosentasche herumgetragen hatte.

Dann machte er sich auf den Weg zur Solar Hall, dem Parlamentsgebäude. Es drängte ihn danach, eine der wichtigsten Stätten seines Wirkens zu besuchen, als Fremder, als Zuschauer, als ein Neugieriger, der von der Straße hereingekommen war, um zu sehen, wie die Leute arbeiteten, die sein und seiner Mitbürger Recht vor dem gesetzgebenden Gremium des Solaren Imperiums vertraten. Er wollte die Luft der Sitzungssäle atmen und den Klang seiner Schritte auf den Wandelgängen hören.

Er wußte nicht zu sagen, was ihn dazu trieb. War es der Wunsch, die vertraute Umgebung noch einmal zu sehen,

bevor er die nächste Etappe seiner Reise antrat? Oder die Neugierde darauf, wie er auf die Umgebung reagieren würde, wie sehr er sich dort zu Hause fühlte? Er gab seine Tragtasche bei der Robotaufbewahrung in der großen Eingangshalle ab und schloß sich einer Gruppe von zwanzig

Personen an, für die soeben eine Führung begann. Von den Tribünen aus zeigte man ihm die Sitzungssäle des Völkerrats und des Senats und die weitaus größere, die eigentliche Solar Hall, nach der das ganze Gebäude seinen Namen hatte, in der Senat und Völkerrat bei großen Angelegenheiten gemeinsam tagten. Von da aus ging es durch breite Gänge an den Büros der Senatoren und Völkerratsrepräsentanten vorbei. Julian sah manches bekannte Gesicht; aber niemand achtete auf ihn, den merkwürdig gekleideten Mann mit der großen Sonnenbrille.

Allmählich begann er, sich zu entspannen. Der Zauber, den er erwartet hatte, blieb aus. Gewiß, er kannte sich hier aus, und in manchen Dingen hätte er den Führer, der lauthals und mit pompöser Stimme Erklärungen abgab, verbessern können. Aber das Fluidum des Dazuge-hören, die magische Anziehungskraft des Zuhauseseins blieben aus. Dies war nicht seine Welt. Er mußte weiter. Es gab einen Platz, an den er gehörte, aber der war nicht hier.

Nur ein einziges Mal wurde er stutzig. Das war, als er aus der Tür eines Büros einen Mann hervortreten sah, den er zu kennen glaubte. Der Mann blieb unter der Tür stehen und ließ die Gruppe der Neugierigen vorbei, wobei er sie mit spöttischem, überheblichem Blick musterte. Dann wandte er sich in die entgegengesetzte Richtung. Julian sah ihm nach, ohne sich erinnern zu können, woher er ihn kannte. Dann warf er einen Blick auf die Leuchtschrift neben der Tür.

L BENKIAN SEYMAR, ADMINISTRATOR, ITU-GALLA.

Wenige Minuten später geleitete der Führer die Neugierigen zurück zur Eingangshalle und entließ sie.

Als die Sonne sank, rief er Dahya an. Er konnte sich das erlauben. Er wußte, daß Julian Tifflor an diesem Tage so beschäftigt war, daß er keine Zeit hatte, Dahya einen Besuch abzustatten.

»Du?« rief sie überrascht und erfreut zugleich. »Ich dachte, du hättest keine Zeit?«

Er machte ein beleidigtes Gesicht.

»Nun, wenn du mich nicht haben willst...«

»Red keinen Quatsch!« fuhr sie ihn kampfeslustig an. Jetzt erst fiel ihr seine Kleidung auf. »Meine Güte, wie hast du dich hergerichtet?!«

»Uniformmüdigkeit«, grinste er. »Wie steht's mit einer Audienz?«

»Jederzeit, Herr Solarmarschall!«

Minuten später saß er ihr in einem bequemen Sessel gegenüber, in der Hand ein Glas mit erfrischendem Cocktail-Punsch, und hatte begonnen, ihr seine unglaubliche Geschichte zu erzählen. Nicht die, die er wirklich erlebt hatte, sondern eine, die er sich ausgedacht hatte.

»Ich bin überzeugt, daß Seymar und Luchow nicht tatenlos darauf warten werden, was die übermorgige Debatte bringt«, faßte er seine Argumente zusammen. »Sie werden sich abzusichern versuchen, und die beste Sicherung besteht für sie darin, daß sie mich auf irgendeine Art und Weise ausschalten.«

Sie war anfänglich verwirrt. Aber sie war ebenso eine äußerst kluge Frau und begriff rasch, daß seine Besorgnis begründet war.

»Gegen konventionelle Attentate bin ich ausreichend geschützt«, fuhr er fort. »Aber S und L sind fortschrittlich denkende Burschen, daher muß ich mit der Möglichkeit eines Parachron-Anschlags rechnen. Ich möchte mich dagegen sichern, ohne daß jemand von meinen Maßnahmen erfährt.« Er lächelte sie an. »An dieser Stelle kommst du ins Spiel.«

Er erklärte ihr, was er brauchte. Es war dieselbe Liste, die er dem Referenten des Ministeriums für Wissenschaft auf Sabonnes Welt und Dahya auf der Bezugs-

ebene des Tyrannen aufgegeben hatte. Dahya nahm sie zu sich.

»Ich nehme an, du hast es eilig«, sagte sie.

Er nickte. Als sie aufstand und dicht an ihm vorbeigehen wollte, hielt er sie fest und fügte hinzu:

»Aber nicht so eilig!«

Sie glitt willig in seine Arme. In der Umarmung vergingen die Sorgen, die ihn bis vor wenigen Sekunden noch bedrückt hatten, verflüchtigte sich die Unruhe, die seit Tagen in ihm lebte und ihn zu einem Gehetzten machte. Er verlor den Sinn für die Zeit. Als Dahya sich sanft von ihm befreite, fiel sein Blick auf die Uhr.

Noch zwei Stunden bis Mitternacht!

»Ich mache mich jetzt auf den Weg«, sagte Dahya. »Stanko wird mir helfen zu besorgen, was du brauchst.«

Er nickte. Stanko war ein ehemaliges Faktotum der Familie Petrasch, das in Terrania-City seinen Lebensabend verbrachte. Dahya war seit eh und je Stankos Liebling gewesen. Sie brauchte nur zu winken, und er gehorchte. Es würde ihm nichts ausmachen, seine Nachtruhe für Dahya zu opfern. Außerdem war er schweigsam, wenn man es von ihm verlangte.

»Ich bin nicht sicher«, sagte Julian, »ob ich hier sein werde, wenn du zurückkommst.« Er lächelte. »In dieser Zeit der Krise hast du einen gefährlich ablenkenden Einfluß auf meine Denkvorgänge.«

»Meine angeborene Eitelkeit«, antwortete sie, »nimmt diese Feststellung als Kompliment und bedankt sich dafür. Mach dir's bequem und entscheide dich, wie du es für richtig hältst.«

Unter der Tür nahm er sie noch einmal in die Arme. Sie entwand sich ihm lachend, aber er hielt ihre rechte Hand fest. Sie versuchte, seinem Griff zu entkommen. Dabei streckte sie den Arm, und sein Blick blieb wie gebannt auf der zarten Haut der Armbeuge haften.

Die Haut war rein und von makelloser Farbe. Nicht eine Spur von Unreinheit, keine Spur von dem Mal, das zu entfernen sie sich so hartnäckig geweigert hatte!

Er hatte ihre Hand losgelassen, und sie war gegangen, ohne seine Bestürzung zu bemerken. Wie benommen hatte er auf die Tür gestarrt, die sich hinter ihr schloß.

Der Umschwung war zu rasch gekommen. Noch vor wenigen Minuten hatte er sich hier zu Hause gefühlt. Noch vor ein paar Augenblicken hatte ihn eine Wärme erfüllt, gegen die die Unruhe der vergangenen Tage nicht aufkommen konnte. Jetzt war er wieder ein Fremder. Dies war nicht seine Welt. Als ob es daran je einen Zweifel gegeben hätte - und doch hatte er, als Dahya in seinen Armen lag, daran zu zweifeln begonnen. Er gehörte nicht hierher. Dahya trug das Mal nicht.

Er hielt es in dieser Wohnung nicht mehr aus. Jedes Zimmer, jeder Winkel erinnerte ihn an sie. Er mußte hinaus ins Freie. Er brauchte frische Luft und eine neutrale Umgebung, damit der Verstand darangehen konnte, den Wirrwarr der Emotionen zu ordnen, der in ihm tobte.

Ohne zu wissen, was er tat, trat er in den Wandschrank, in dem er sich eine kleine Ersatzgarderobe eingerichtet hatte. Sie kam ihm zupaß, wenn er von hier aus direkt zu einer Besprechung gehen oder eine andere Funktion wahrnehmen mußte. Er streifte die lächerliche Kleidung ab, die er am Nachmittag erworben hatte, und legte eine Uniform an, die Uniform mit den Rangabzeichen des Solarmarschalls.

Auf dem Allzweck-Terminal hinterließ er Dahya eine Botschaft:

BIN GEGEN SIEBEN UHR ZURÜCK ...

Dann ging er.

Es ging auf Mitternacht. Die Straßen des Wohnbezirks waren unbelebt, nur dann und wann glitt noch ein einsames Fahrzeug die Fahrbahn entlang. Julian bog nach links in einen Park ein. Er wollte dem hellen Glanz der Straßenlaternen entkommen. Er brauchte Finsternis, um ungestört denken zu können.

Er mußte weg, so schnell wie möglich. Er würde den Verstand verlieren, wenn er noch lange auf dieser Welt blieb. Ihre Ähnlichkeit mit der seinen vertrug sich nicht

mit dem Schmerz, den er jedesmal dann empfand, wenn er darauf hingewiesen wurde, daß er trotz alledem ein Fremder war. Der Widerstreit der beiden Eindrücke schuf einen Zustand, der sein seelisches Gleichgewicht ernsthaft bedrohte. Es war am besten, wenn er die Nacht hier draußen im Finstern verbrachte und zum verabredeten Zeitpunkt zu Dahya zurückkehrte, um rasch und ohne Aufenthalt die Dinge abzuholen, die sie besorgt hatte. Auf dieser Welt würde es nicht schwierig sein, einen Ort zu finden, an dem er sich die nötige Energie verschaffen konnte.

Ein Gedanke schoß ihm plötzlich durch den Kopf. Er hatte sich mit der Sache gar nicht befaßt. Er hatte sie seit dem vergangenen Nachmittag in den Hintergrund seines Bewußtseins verdrängt, sie als unwichtig abgetan. Aber das Unterbewußtsein hatte sich mit ihr beschäftigt, an ihr gearbeitet und wartete jetzt, da er am wenigsten darauf gefaßt war, mit einem Resultat auf.

Er wußte, wer der Mann gewesen war, den er während der Führung durch die Solar Hall aus

Seymars Büro hatte kommen sehen: Mochtli Yumah, ehemaliges Mitglied des Pressestabs im Kommandozentrum Imperium-Alpha, vor wenigen Jahren dort ausgeschieden und seitdem freier Journalist linksliberaler Prägung, der sich in jüngster Zeit dadurch hervorgetan hatte, daß er die Seymar-Luchow-Akte als die bedeutendste Entwicklung seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts pries.

Na und?

Er wollte die Erkenntnis als belanglos abtun. Was hatte sie schließlich zu besagen? Daß Yumah, Seymar und Luchow Gesinnungsgenossen waren, wußte die ganze Welt. Wen sollte es erstaunen, daß Yumah Seymar in dessen Büro aufgesucht hatte? Und doch weigerte sich Julians Verstand, die Angelegenheit einfach fahren zu lassen. Da steckte noch etwas dahinter. Aus der zufälligen Beobachtung im Bürotrakt der Solar Hall ließ sich mehr ableiten, als sich dem ersten Blick darbot.

Gesetzt den Fall, Seymar und Luchow hatten wirklich die Absicht, Julian Tifflor durch ein Attentat schachmatt zu setzen. Gesetzt den Fall, die Geschichte, die er Dahya erzählt hatte, war, obwohl frei erfunden, wahr -bis hin zu dem kleinen Detail.

Er blieb stehen und griff sich an den Kopf.

Was heißt, gesetzt den Fall? Er wußte ja, daß Seymar und Luchow ein Attentat planten. Schließlich war er selbst ihm zum Opfer gefallen. Aber das war auf einer anderen Bezugsebene geschehen. Darauf mußte man achten, nicht wahr?

Mußte man...?

Seine Verwirrung nahm zu. Mochtli Yumah, Mochtli Yumah ... was gab es sonst noch zu bedenken? Seine radikale Einstellung hatte bei seinen Vorgesetzten Unwillen erregt. Man hatte ihm nahegelegt, seine Ansichten zu ändern oder aus dem Staatsdienst auszuscheiden. Als aufrechter Radikaler hatte er sich für das letztere entschlossen. Es hatte noch einen ähnlich gelagerten Fall gegeben, und zwar annähernd zur gleichen Zeit. Wer war das gewesen ...?

Jaim Secquin! Ein Beamter der Unterabteilung Forschung und Technik. Ein Mann der Administration, und dennoch ein Experte zumindest auf dem Gebiet der Pa-rachron-Theorie, wenn nicht der Parachron-Praxis. Wie hatte er den Zusammenhang zwischen Yumah und Secquin solange übersehen können! Yumah war der Zwischenhändler, der Vermittler. Seymar und Luchow waren die Auftraggeber, Jaim Secquin der Ausführende. Als er am vergangenen Nachmittag Yumah aus Seymars Büro treten sah, da hatte er wahrscheinlich den Mann vor sich gehabt, der soeben die letzten, detaillierten Anweisungen für die Durchführung des Anschlags erhalten hatte und sich nun anschickte, sie dem Ausführenden, dem Endglied der Attentatskette, zu übermitteln.

Eine seltsame Erregung überkam Julian. Auf seiner Welt war das Attentat gelungen. Dort hatte es keinen gegeben, der die Zusammenhänge rechtzeitig durchschaute und den Attentätern einen Strich durch die

Rechnung, machte. Aber hier? Er konnte sich an den nächsten Bildsprech hängen und seinen Doppelgänger anrufen. Er konnte ihn warnen und dadurch den Anschlag zunichte machen.

Was würde er sagen? Seymar plant, dich durch ein Pa-rachron-Attentat zu beseitigen. Er hat Mochtil Yumah dafür geworben, und Yumah wiederum Jaim Secquin. •Ja, das konnte er sagen. Er konnte sich auch darüber auslassen, daß Secquin sich wahrscheinlich in irgendeiner verschwiegenen Ecke im nichtgesperrten Sektor des Kommandozentrums eingerichtet habe und daß diese Ecke in unmittelbarer Nähe von Tifflors Arbeitsraum liegen müsse. Mehr noch: Er glaubte den Ort sogar genau zu kennen. Es konnte sich nur um den kleinen Schaltraum handeln, der direkt unter seinem Büro lag und dessen Tür nur einmal pro Jahr von einem Mann des Instandhaltungstrupps geöffnet •wurde.

Das alles konnte er seinem Doppelgänger sagen, und der konnte hingehen und nachsehen und sich davon überzeugen, daß er recht hatte. Damit war der Anschlag vereitelt. Es gab nach wie vor zwei Julian Tifflors auf dieser Welt, die sich durch nichts voneinander unterschieden und von denen einer darum gezwungen war, ein anderes Universum zu suchen, in dem sich diese unglückselige Duplicität der Person vermeiden ließ.

Da war doch ein Denkfehler in seinen Überlegungen! Diese Welt war der seinen so unglaublich ähnlich, daß es in der Nacht vom 1. zum 2. Juni auch auf seiner Welt einen zweiten Julian Tifflor gegeben haben mußte, der von dem bevorstehenden Attentat wußte. Warum also war er nicht gewarnt worden? Was verpflichtete ihn, seinem Doppelgänger einen Dienst zu erweisen, den zu erweisen sein Double auf der anderen Bezugsebene sich geweigert hatte?

Und auf einmal fiel es ihm wie ein Schleier von den Augen! Es spielte nur eine untergeordnete Rolle, ob er Julian Tifflor warnte oder nicht. Wenn er es tat, würde einer von ihnen beiden diese Welt verlassen müssen; aber da niemand sie voneinander zu unterscheiden ver-

mochte, war es nicht einmal sicher, ob er es sein würde, der zu gehen hatte. Und selbst wenn er es war: Er befand sich nun einmal im Bereich allerähnlichster Bezugsebenen. Selbst wenn es ihm gelang, den Wandler so fein einzustellen, daß es nur zur Ausbildung eines minimalen Parachronfeldes kam, so würde er doch immer und immer wieder auf einer Welt landen, auf der es schon einen Julian Tifflor gab, dem von Seiten des Administrators Seymar ein Attentat drohte.

Er erkannte plötzlich, wo er den Denkfehler begangen hatte. Im Bereich der minimalen Unterschiede konnte ihm die Parachron-Physik nichts mehr nützen. Er war in einen Teufelskreis geraten, aus dem ihn nur eine andere Kraft befreien konnte: die Kraft der eigenen Entscheidung.

Ein winziges Mal, eine kaum wahrnehmbare Hautunreinheit sollte ihn von dieser Welt vertreiben? Was für ein lächerlicher Gedanke! Er erinnerte sich an den frischen Duft, der über Dahyas Haut lag wie ein unsichtbarer Schleier. Er erinnerte sich an die atemberaubende Weichheit ihrer Lippen, an den sanften Druck ihrer Arme, wenn sie ihn an sich zog.

Er wußte, was er zu tun hatte.

EPILOG

Es war sieben Uhr fünf und fünfzig, als er das Gebäude betrat. Der andere Tifflor war jetzt schon oben in den Büroräumen seines Amtes und forschte nach, ob es unter seinen Mitarbeitern welche gab, die ihm ein privates oder auch ein dienstliches Problem vorzutragen hatten.

Er hatte sich nicht bei Dahya sehen lassen. Sie würde sich wundern, wo er blieb. Das alles hatte Zeit bis später. Er würde ihr erklären, was sie zu wissen brauchte. Mehr nicht. Er hatte an sich selbst erfahren, wieviel Verwirrung die angewandte Parachron-Physik im Bewußtsein eines Menschen erzeugt. Es hatte keinen Sinn, andere unnötig zu verwirren.

Die Männer, die ihm begegneten, begrüßten ihn freundlich. Er dankte mit lächelndem Kopfnicken, wie sie es von ihm gewöhnt waren. Er sah einige leicht verwunderte Blicke - von Leuten, die wußten, daß er sonst früher zu kommen pflegte, oder solchen, die ihm vor wenigen Augenblicken schon einmal begegnet waren, oder vielmehr seinem Doppelgänger. Aber das war alles. Niemand außer ihm wußte, daß in diesem riesigen Gebäude nicht alles so war, wie es sein sollte.

Er fuhr mit dem Aufzug bis zu dem Stockwerk hinauf, das unmittelbar unter seiner Etage lag. Er stellte sich in Gedanken vor, wie der andere Julian Tifflor in diesem Augenblick das Vorzimmer betrat und ein paar Worte mit dem diensthabenden Major wechselte. Die Uhr zeigte 7:59. Jetzt schritt über ihm Tifflor auf die Tür zu seinem Arbeitszimmer zu. Sie öffnete sich vor ihm. Er trat ein und warf, in der Nähe der Tür stehend, einen Blick durch das weite Fenster, das nach Norden und Nordosten hin das Gebäudegewirr der Stadt Terrania-City überblickte.

Noch ein paar Sekunden...

Die Ziffern der Uhr glitten auf 08:00:00. Leise klickten die Sekunden davon. Julian war an einer Gangkreuzung stehengeblieben. Niemand befand sich in seiner Nähe, niemand sah ihn. Jetzt setzte er sich in Bewegung. In einer Nische befand sich die schmale Tür, die in den kleinen Schaltraum führte. Es war eine jeder altmodischen Türen, die mit Hilfe einer Klinke geöffnet werden mußten. Es hatte wenig Sinn, an einer Tür, die nur alle Jahre einmal geöffnet wurde, einen komplizierten elektronischen Mechanismus anzubringen.

Er drückte die Klinke und schob die Tür von sich. Der Anblick, der sich ihm bot, war so, wie er ihn erwartet hatte. Vor ihm kauerte ein Mann, ihm den Rücken zuwendend, und bearbeitete mit einem Mikrolaser die Bestandteile einer zur Hälfte auseinandergenommenen Konsole. Er hatte das Öffnen der Tür gehört und drehte sich lang-

sam um. In seinen Augen leuchtete ungläubiges Entsetzen. Julian hatte den Schocker in der Hand, den er auf der Welt des Tyrannen einem der Männer des Großadministratoramtes abgenommen hatte.

Wie von der Feder geschnellt, fuhr Secquin in die Höhe. Er stammelte unzusammenhängende Worte.

»Sie haben auf das falsche Pferd gesetzt, Secquin«, sagte Julian und drückte ab.

Der Major im Vorzimmer riß die Augen auf, als Julian von der Seite, wo die Stabsräume lagen, eintrat. Er sprang auf.

»Wie ... Sie... das kann doch nicht...!« stammelte er und wies mit ausgestreckten Fingern abwechselnd auf die Tür, durch die Julian soeben getreten war, und die andere, die zu seinem Arbeitszimmer führte. »Sie sind doch eben erst dort hineingegangen«, sprudelte er hervor, als seine Stimmwerkzeuge wieder zu funktionieren begannen. »Wie können Sie denn da so plötzlich von der anderen Seite ...?!«

Julian lächelte ihn entwaffnend an.

»Ich frage mich, ob Sie mich bemerkt hätten«, antwortete er in beruhigendem Tonfall. »Sie wirkten tief in Gedanken versunken, als ich herauskam.«

»Ah so«, machte der Major matt.

»Sie kennen den Schaltraum, der unmittelbar unter meinem Büro liegt?«

»Ja, selbstverständlich, Sir«, nickte der Major.

»Dort liegt ein Bewußtloser. Ein Attentäter. Alarmieren Sie die SolAb und lassen Sie den Mann in Gewahrsam nehmen. Deighton erhält von mir persönlich einen Bericht über diesen Vorfall.«

Der Major hatte seine Überraschung längst vergessen.

»Sofort, Sir«, versicherte er. »Ich freue mich, Sie unverletztzusehen.«

»Oh, ich bin nicht sicher, daß der Anschlag mir galt«, antwortete Julian zweideutig.

Dann trat er in sein Büro. Er blieb in der Nähe der Tür stehen und warf einen Blick durch das weite Fenster. Es war 8:11. Er hatte sich naht- und übergangslos in dieses

Universum eingefügt. Drei Minuten später summte der Interkom. Er schaltete das Gerät ein und sah das Bild des Großadministrators auf der Mattscheibe materialisieren.

»Ich will Sie nicht stören, Julian«, sagte Perry Rhodan ernst, »aber es interessiert mich brennend, welchen Erfolg Sie sich von der Seymar-Luchow-Debatte morgen nachmittag versprechen.«

Julian lächelte zuversichtlich.

»Meine Argumente sind überwältigend«, erklärte er. »Seymar und Luchow werden bei der Abstimmung haushoch verlieren. Zumal ihr letzter Schachzug in dieser Angelegenheit soeben katastrophal endete.«

Rhodan sah ihn fragend an.

»Wie habe ich das zu verstehen?«

»Mit Ihrer Erlaubnis, Sir«, antwortete Julian respektvoll, »werde ich Ihnen darüber bei Gelegenheit ausführlich berichten. Es wird eine ziemlich lange Geschichte werden.«

»Gut, wie Sie wollen, Julian.« Mit etwas Besorgnis fügte er hinzu: »Nichts Ernstes, wie?«

Julian schüttelte den Kopf.

»Nichts Ernstes, Sir.«

Noch Minuten danach, als die Verbindung längst unterbrochen war, grübelte er darüber nach, wie er dem Großadministrator sein Erlebnis am besten beibringen könne. Dann schob er die Gedanken beiseite. Es gab Wichtigeres zu tun. Er mußte Dahya anrufen. Sie würde sich Sorgen machen. Er würde ihr sagen, der Alarm sei abgeblasen.

ENDE

Bitte beachten Sie die Vorschau auf der nächsten Seite.

Als PERRY-RHODAN-Taschenbuch Nr. 135 erscheint:

Der Schrecken der USO

Ein Medo-Schiff wird zum Tollhaus — Walty Klackton, der schreckliche Korporal, ist an Bord

Ein Weltraum-Abenteuer von ERNST VLCEK

»Ein Mann in der Uniform eines USO-Captains erschien auf dem Bildschirm.

Der Captain öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Als er aber den Korporal erkannte, wurde er blaß und brachte kein Wort über die Lippen.

Weitere Besatzungsmitglieder drängten sich an den Bildschirm heran und blickten dem Captain über die Schultern. ›Walty Klackton ist an Bord!‹ rief einer der Männer entsetzt. ›Rette sich, wer kann ...!‹«

Die SYLPHIDIA, ein Spezialschiff, transportiert entartete und erkrankte Mutanten von verschiedenen Welten nach Tahun, dem Medo-Center der USO.

Unter den Patienten befinden sich: ein Methanatmer, der zwischen den Dimensionen pendelt; ein Echsenabkömmling, der durch Willenskraft tödliche Seuchen erzeugen kann; eine Schar Kinder, die im Bann einer unheimlichen Macht stehen; und der Para-Teleschizomat Walty Klackton, der berühmt-berüchtigte USO-Spezialist. Wo er auftaucht, da bricht das absolute Chaos aus. Ein Roman aus dem 25. Jahrhundert.